

Erscheint täglich außer Montags. Abonnements-Preis für Berlin: Vierteljährlich 3,50 Mark, monatlich 1,10 Mark, wöchentlich 25 Pf.

Vorwärts

Inserions-Beilage beträgt für die fünfzehnjährige Zeitdauer oder deren Raum 40 Pfg., für Vereins- und Versammlungs-Anzeigen 20 Pfg.

Berliner Volksblatt. Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: Weuth-Strasse 2.

Dienstag, den 6. Januar 1891.

Expedition: Weuth-Strasse 3.

Quittung.

Im Monat Dezember 1890 gingen für die Parteikasse folgende Beiträge ein:

- Mühlheim a. R. 17,50 M. Groß-Nuheim bei Hanau 35 M. A. P. Herg. 1 M. S. R. 6 M. J. M. 160 M. Potsdam 50 M. Eslingen i. W. Waldst. 30 M. D. M. Leipzig 50 M. Tempelhof 35 M. Aus dem 6. Berl. Wahlkreis 60 M. Wahlkreis Straßburg i. Elz. Band 20 M. Straßburg Stadt 50 M. Halberstadt 51,95 M. Berlin L. 2. 75 M. Forst i. L. 100 M. Von den Frauen Gaardens 10 M. Gaarden 100 M. Dr. Br. Berlin 10 M. N. München 1 M. Payerkolonne Dertel, Berlin 7 M. Die listigen Kamerader J. M., Altona 150 M. Altenburg 50 M. Von 8 Vergnügten aus Schlenk 125 M. Werther 4000 M. Von Arbeitern in Vant 74 M. Reichenbach-Grasdorf i. Schl. 10 M. Northeim 3,25 M. Pianofortefabrik Quandt, Berlin 18,10 M. Rodwill Ver. Staat. 20,00 M. Gd. Berlin 50 M. Meldorf 3 M. Hagen i. W. 100 M. W. Gr. Hamburg 11 M. Spremberg 50 M. Schl. 5,75 M. Gera 50 M. Pagan 18 M. Lössau i. S. 4,05 M. Pagenhofer Tonne Berlin 3,55 M. Bau Ritterstr. 47 Berlin, gesammelt 13,15 M. Ueber-schub Berlin 8,85 M. Payer Bau Altonaerstr. 21/22, Berlin 5 M. B. J. in R. 10 M. B. 150 M. S. B. 50 M.

In der Quittung für November (Nr. 293 d. „B. V.“) wurde durch einen Druckfehler für Ohlau i. Schl. der Betrag nicht angegeben. Ohlau i. Schl. sandte 30 M.

Alle Geldsendungen für die Partei sind zu richten an H. Seidel, Berlin W., Groß-Görschenstr. 22a. Berlin, den 5. Januar 1891.

Der Parteivorstand.

Englische Ausstände.

Der Arbeitersekretär des englischen Handels-Amts, Mr. Burnett, ein alter Trades-Unionist, hat kürzlich seinen Bericht über die Ausstände und Aussperrungen des Jahres 1889 im Vereinigten Königreiche der Öffentlichkeit übergeben.

Die nachfolgende tabellarische Uebersicht giebt die verschiedenen Ursachen und Zwecke der Streiks und die Zahl der Arbeitseinstellungen an, welche ganz oder theilweise erfolgreich waren, und die, welche mißlingen:

Table with 5 columns: Ursache oder Zweck, Gesamtzahl, Gelungen, Theilweise gelungen, Mißlingen, Unbekannt. Rows include categories like Lohnerhöhung, Streikigkeiten wegen Regelung der Lohnfrage, etc.

Insgesamt: 1145 | 476 | 368 | 207 | 64

Wie man sieht, dreht sich mehr als die Hälfte der Ausstände um Lohnerhöhung und wenn man die Streiks hinzuzählt, die wegen Steigerung der Löhne und Erreichung anderer Konzessionen in Szene gesetzt wurden, so bejähern sich die Lohnkämpfe auf 768, oder 67 pCt. aller Streiks des Jahres 1889.

Diese Erscheinung ist ein trefflicher Beleg für die Tüchtigkeit der gewerkschaftlichen Organisationen, die

bei den Zusammenstößen zwischen Unternehmertum und Industrie-Arbeiterschaft sich als schneidige Waffen bewähren. Es geht aber auch ferner daraus hervor, daß in Zeiten einer steigenden Konjunktur, in der Periode eines wirtschaftlichen Aufschwungs der Streik am günstigsten sich durchführen, insbesondere die Vergrößerung des Arbeitseinkommens am leichtesten sich durchsetzen läßt.

Nicht weniger als 139 Streiks entsprangen aus allgemeiner Unzufriedenheit mit den Arbeitsbedingungen; von diesen waren 47,9 pCt. ganz, 30,2 pCt. theilweise erfolgreich, 30,2 pCt. ohne Erfolg.

Faßt man das Gesamtergebnis zusammen, so ergibt sich, daß von den 1145 unternommenen Ausständen 41,6 pCt. ganz, 32,1 pCt. theilweise erfolgreich waren, 18,1 pCt. mißlingen, und bei 8,2 pCt. der Ausgang nicht bekannt wurde.

Wie die 1145 Streiks endgiltig ausgingen, darüber weiß für 1061 Herr Burnett Folgendes zu melden. In 62,3 pCt. der Fälle kam es zur Vereinbarung, in 4,2 pCt. griff ein Schiedsgericht regelnd ein, in 12,2 pCt. kam es zur Niederlage und absoluten Unterwerfung der Arbeiter, in 4,3 pCt. wurden die Streikenden durch Streikbrecher ersetzt, in 1,8 pCt. kam es zur theilweisen Unterwerfung und theilweisem Ersatz der Ausständigen durch andere „Hände“.

Soweit Nachrichten darüber eingingen, betrug die durchschnittliche Dauer eines Streiks 18 Tage, die Zahl der in Mitleidenschaft gezogenen Personen 200 527. Die Gewerksvereine, welche die Fragebogen des Arbeitsekretärs auch betreffs dieses Punktes beantworteten, gaben 1889 für Streikzwecke 1 272 220 M. aus.

England ist der größte Industriestaat der Welt, der „Nationalreichtum“, will sagen der Besitzstand der Kapitalistenklasse, ist ein riesenhafter, trotz der Streiks, trotz der Gewerkschaften, trotz der ausgiebigen Koalitionsfreiheit, wie sie jenseits des Kanals herrscht.

Feuilleton.

Wachdruck verboten.)

3

Bei Mama.

Roman von Arne Garborg.

Hier lernte sie Kleider machen und hörte Geschichten; — die Mädchen, mit welchen sie beisammen saß, wußten mehr, als ihnen eigentlich gut that. Derzeit beschäftigte sie das große Falliment; die Hauptfrage war, ob die vornehmen Verwandten des Grossierers ihn vor dem Zuchthaus retten konnten.

Es war wohl am klügsten, nicht Alles zu glauben, was man hier hörte, dachte Frau Holmsen. Jedoch die Stadt mußte ohne Zweifel sich verschlechtert haben. In ihrer Jugendzeit hatte sie wohl von untreuen Männern vernommen, allein von untreuen Frauen niemals. Ja, unter ganz simplen Leuten vielleicht... und dann ein veringeltesmal unter den allerfeinsten, — wie z. B. die Kammerfrau, die jedesmal aufs Schloß mußte, wenn der König da war: aber das war ja ganz etwas Anderes.

— Es wurde ein unangenehmer, nasser Herbst, ewiger Regen und Roth, so daß die Stadt sich nicht gerade gut ausnahm. Natürlich! etwas mußte ja die Freude stören! Und am schlimmsten war es mit den Fäßen; der Schuster hatte schon dafür gesorgt, daß die Sohlen nicht wasserdicht waren. Jedoch lustig blieb es dennoch in der Stadt.

Es wohnte so viel Lebhaftigkeit in den Leuten; man ging hier nicht und trabte und trodelte herum, wie unter den Bauern droben; man fühlte ordentlich neuen Muth in sich, wenn man bloß auf die Straße kam.

Und wie groß die Stadt wurde! Sie genoß es wie ein Märchen. Mitten im Stadttheil, wo sie dabei war, wo sie jeden Stein, jedes Loch, jede Pfähe gekannt hatte, — stand sie fremd und verwirrt in neuen Straßen, die sie niemals vorher gesehen; sogar der Erdboden hatte sich verändert; Höhen waren verschwunden und Senkungen ausgefüllt.

Jedoch Jungfer Henriksen wurde ihr stets antipathischer und ihr Verdacht, daß die Kinder es im Hause nicht hatten, wie sie sollten, wurde immer stärker. Es deutete gewiß auf nichts Gutes hin, daß Lea und Tom so still geworden. So oft sie einmal mit ihnen allein beisammen war, schmiegen

sich die Kinder an sie und baten, mit ihr gehen zu dürfen; „ich möchte mit Dir nach Hause, Mama,“ jammerte Tom, „ich möchte mit Dir!“ Kam dann Jungfer Henriksen wieder herein, so stahlen sie sich hinweg, jedes in seinen Winkel, ganz verborgenbenutzt anzuschauen. Fanny, die sich noch nicht zu beherrschen verstand, schrie wie besessen, so oft die Mama sich zeigte: „ich will mit! ich will mit!“ Und es wurde immer schwieriger, ihr zu entkommen.

Frau Holmsen brachte ihnen gern etwas Gutes mit, besonders am Sonntag, und es war traurig anzusehen, mit welcher Eier sie es verzehrten. Und der böse Blick, mit welchem Jungfer Henriksen sie dabei betrachtete. Lea, die am meisten Herrin über sich war, steckte in der Regel das Brötchen in die Tasche, mit der Bemerkung, sie wolle es essen, wenn sie „hungrig würde“; — ja wohl, das redete sie einer Anderen ein! — Kindern thut es nicht gut, zwischen den Mahlzeiten zu essen,“ erklärte Jungfer Henriksen.

„Ich denke, es thut ihnen gut, zu essen, wenn sie hungrig sind,“ meinte Frau Holmsen.

„Sie glauben doch wohl nicht, daß sie bei mir hungern?“ fragte Jungfer Henriksen mit gezwungenem Lächeln.

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie so... un-menschlich sind,“ antwortete Frau Holmsen zögernd; „aber ich möchte auch wissen, wie es einem in der Todesstunde zu Muth wäre, der sich erinnerte, daß er ein Kind habe hungern lassen!“

„Mir ist nicht so zu Muth,“ sagte Jungfer Henriksen, „und Sie brauchen der Kinder wegen sich wahrhaftig nicht in Unkosten zu stürzen.“

„O, wie ich merke, haben sie noch Platz für das, was sie von mir bekommen,“ erwiderte Frau Holmsen. Es gab kleine Szenen. Die beiden Frauen vermochten

Unsere deutschen Angstmeier und Polizeiseelen sind freilich nicht zu belehren. Sie meinen, daß die Unterdrückung der gewerkschaftlichen Organisationen der Jubegriff politischer Weisheit sei und handeln danach. Was sie nicht hindert, die Industriearbeiter zu hegen und zu hätscheln. Ja, Arbeiter, das ist ganz etwas Anderes.

Politische Ueberlicht.

Berlin, den 5. Januar.

Die „Kreuz-Zeitung“ sucht die fatale Thatsache, daß die angeblich konservative Partei in einen höchst rebellischen Gegensatz zur Regierung gerathen ist, hinter einer Dunstwolke von mehr oder weniger tiefen Betrachtungen über die revolutionäre Natur des Liberalismus und über die für alle staatsrechtlichen Elemente vorhandene Nothwendigkeit eines radikalen Bruches mit denselben zu verbergen. Der Liberalismus ist die Quelle alles Uebels — Sozialdemokratie, Anarchismus, Mammonismus, Irreligion, Bürgerkrieg — kurz alle Uebel der Welt sind aus seiner Pandorabüchse herausgelassen und steigen noch fortwährend heraus, denn sie ist unerlöschlich. Und ein listiger Geselle ist der Liberalismus — ein wahrer Gottseibeiuns: wer ihm den kleinen Finger giebt — dem nimmt er bald die ganze Hand, und hat er einmal die Hand, dann hat er auch bald den ganzen Kerl. Also Vorsicht. Und — die Moral der Geschichte — hätte die Regierung sich ja vor der Macht des Bösen, — wende sie sich ab von den umstürzlerischen Tendenzen, die der Liberalismus in die Land-Gemeinde-Ordnung und die anderen Reformgesetze eingeschmuggelt hat, und mache sie hübsch gemeine Sache mit den braven Landjunkern!

Sehr hübsch diese — höchst praktischen — Busspredigten gegen den Liberalismus und die Revolution. Wenn nur die „Kreuz-Zeitung“ nicht selbst in einem Glashause wohnt. Oder haben etwa die biederen Junker der „Kreuz-Zeitung“ den Liberalen Tanz um das goldene Kalb nicht in „liberaler“ Weise mitgemacht und treiben sie nicht den Schnaps, Getreide- und Fleischwucher mit einem Eifer, der den geldhungrigsten Liberalen beschämen könnte — üben sie nicht vermittels der „Klinke der Gesetzgebung“ die „unästhetische Ausbeutung“, d. h. nach der „Kreuz-Zeitung“, die verwerflichste Ausbeutung des Liberalismus — mit einer methodischen Rücksichtslosigkeit, für welche der Liberalismus der liberalen Musterländer England und Frankreich — von Deutschland garnicht zu reden — auch nicht annähernd ein Seitenstück bietet? Und nun erst die „Revolution“ und die „Legitimität“ — hat die „Kreuz-Zeitung“ sich nicht mit dem General-Umsturz des Jahres 1866 einverstanden erklärt? Hat sie nicht die gewaltsame Entthronung dreier legitimer Fürsten und damit die revolutionäre Zertrümmerung des Legitimitätsprinzips — gebilligt? Ist das neue Deutsche Reich nicht revolutionären Ursprungs? Ist das allgemeine Wahlrecht nicht unrevolutionär? Ist die Klinke der Gesetzgebung, vermittels deren die Junker der „Kreuz-Zeitung“ dem Plebs die „Arbeitergroßchen“ auspumpen, nicht „ein Kind der Revolution“?

Wahrhaftig, die „Kreuz-Zeitung“ thäte besser, diese Busspredigten zu unterlassen, die nur komisch wirken, und manhaft zuzugreifen:

Wir sind die würdigen Nachfolger der mittelalterlichen Raubritter; wir wollen wie sie herrschen und uns bereichern — nur daß wir unsere Geschäftspraxis den Zeiten gemäß ändern mußten —; wir wollen bleiben, was wir sind und was unsere Vorfahren waren, — und wer uns entgegen tritt, der hat es mit uns zu thun!

Das wäre wenigstens ehrlich — und gewiß auch „ritterlicher“, als die jämmerliche politische Heuchelei, durch welche die „Kreuz-Ztg.“ ihre ohnehin schlechte Sache nur noch mehr verschlechtert.

Das Risiko des Arbeiters ist trotz aller Unfall-Versicherungsgesetze noch ein ungeheuer großes, jedenfalls ein viel bedeutenderes als das des Kapitalisten, das bei der Beschönigung aller Kapitalprofite eine so große Rolle spielt. Am letzten Freitag wurden in Krummel bei Hamburg in einer Dynamitfabrik neun Arbeiter getödtet und am gleichen Tage fand in dem dem Grafen

Witzfel gehörigen Dreialligleitsbach in Ostpr. (Osterr. Schlesien) eine Explosion statt, bei der bis jetzt 57 Tödtlinge aus den Schächten herausbefördert wurden. Wie viel Tödtlinge die schwer zugängliche Unglücksstätte noch birgt, wird erst in den nächsten Tagen festzustellen sein. Unrecht wäre es, diese schrecklichen Katastrophen ganz oder auch nur in erster Linie auf Rechnung des „blinden Wüthens der Naturkräfte“ zu setzen. — weit mehr trägt die elende Profitwuth die Schuld, welche blind für alles, was nicht die Steigerung des Mehrwerthes im Gefolge hat, die Schutzmaßregeln verabsäumt. Welch' Geschehen und Gejammer erlödet, wenn man das Risiko des Kapitals steigert, da handelt es sich stets um die höchsten nationalen Interessen, die bürgerliche Presse kann sich da nicht beruhigen, denn der Geldsack, pardon das Vaterland ist dann in Gefahr. Das viel größere Risiko der Arbeit aber wird nicht beachtet, davon schweigt die dem Kapitalismus verkaufte Presse, desto entschiedener muß immer von uns betont werden, um wie viel größer das Risiko der Arbeit als das des Kapitals ist.

Das Wahleresultat in Bochum ärgert die „Germania“ gewaltig, sie ist so kindisch ungefaßt oder so feige, jedenfalls so unanständig, das amtliche Ergebnis nicht mitzutheilen. Unseren Erfolg sucht sie zu verkleinern, indem sie konstatiert, daß wir nicht in die Stichwahl gekommen sind. Nun, lassen wir ihr das Vergnügen, das zwar recht sehr getrübt werden wird, wenn sie den Artikel der „Westfälischen Volkszeitung“, des Bochumer Organs ihrer Partei über die Wahl lesen wird. Obgleich dasselbe die Verhältnisse bei der Wahl für das Zentrum als besonders schlechte darzustellen sucht, während sie doch nur für unsere ganz aus Arbeitern bestehende Partei, wegen der vielen Maßregelungen und der zahlreichen Verschiebungen der Arbeiterbevölkerung seit dem 20. Februar, außerordentlich ungünstige waren. Trotzdem nun das Bochumer Zentrumsorgan durch diese Verhältnisse unzutreffenderweise den Rückgang der Zentrumsstimmen zu erklären sucht, sie aber bei uns nicht voll gelten lassen will, schreibt es doch:

Als Sieger sind eigentlich die Sozialdemokraten aus der Wahlurne hervorgegangen, wenn es ihnen diesmal auch noch nicht gelungen ist, in die Stichwahl zu kommen. Wenn man die Verluste in Rechnung stellt, welche diese Partei durch Umzüge, geringere Wahlbetheiligung u. erlitten hat, und dabei erwägt, daß sie doch 9700 Stimmen erhalten hat, so ergibt sich ein Stimmengewinn von mehr als 25 pCt., ein ganz bedeutender Erfolg, wenn man ihm die Wahlergebnisse der übrigen Parteien entgegenhält.

Unsern Kopf zerbricht sich wieder einmal die national-liberale Presse — diesmal betreffs unserer Haltung in der Bochumer Stichwahl. Heißt's da in einem Waschzettel der „National-liberalen Korrespondenz“:

Bei der Stichwahl in Bochum stehen die Sozialdemokraten vor einer schweren Entscheidung. Die Unterthänung eines National-liberalen geht ihnen natürlich sehr gegen den Sinn, andererseits hat sich der Zentrumskandidat als schroffster „Antiker“ und „Lebensmittel-Vertreter“ vorgestellt und die feindselige Haltung, welche die katholische Kirche und das Zentrum gegenwärtig den Sozialdemokraten gegenüber zur Schau tragen, hat bei den letzteren eine sehr gereizte Stimmung herbeigeführt. Die leitenden sozialdemokratischen Blätter äußern sich über die Taktik ihrer Parteigenossen bei jener Stichwahl noch nicht. Im Wahlkreise nimmt man an, die Sozialdemokraten würden sich größtentheils der Wahl enthalten, auch wenn von der Parteileitung eine Anweisung zum Eintreten für den Zentrumskandidaten erfolgen sollte.

Den spaßigen Eiertanz hätte die „Mannesseele“ sich ersparen können. Erstens stand die Haltung unserer Parteigenossen für die Bochumer Stichwahl von vornherein fest, und zwar bei allen Parteigenossen ohne Ausnahme. Und zweitens hat unser Blatt, das doch wohl auch zu den „leitenden“ gehört, gleich nach Bekanntwerden des Ergebnisses der ersten Wahl klipp und klar ausgesprochen, was wir thun werden.

Interessant ist, daß auch die „Frankfurter Zeitung“ uns nahelegt, für den national-liberalen Kandidaten einzutreten, die „Frankfurter Zeitung“ ist sogar so freundlich, uns die Stichwahl-Parole zu redigieren. All' diese Mühe ist vergeblich. Für unsere Parteigenossen giebt es bei dieser Wahl kein Schwanken. Keine sozialistische Stimme darf am 8. Januar im Bochumer Wahlkreise abgegeben werden. Ebenso wenig dürfen wir den National-liberalen als den Zentrumsmann durch

unsere Stimmen in den Reichstag entsenden. Es heißt die Wahlenthaltung ist demnach unsere Parole. —

Der Sozialismus in Elsaß-Lothringen wird jetzt von reaktionären Blättern merkwürdiger Weise gelobt. Sie betrachten den Sozialismus offenbar als ein Gegengewicht gegen die Reichsfeindlichkeit der Bewohner. Wichtig ist allerdings, daß der Sozialismus als belebendes und befeuchtendes Element einer gesunden Arbeiterbewegung alle falschen, das Volk von seinen wirklichen Interessen ablenkenden Fragen, wie namentlich Religions- und Nationalitäts-Fragen aus dem Wege räumt und die Lebensfrage der Gegenwart: die soziale an ihre Stelle setzt. So haben wir z. B. gesehen, wie in Schleswig-Holstein, Kurhessen und theilweise in Hannover der sogenannte „Partikularismus“ durch den Sozialismus lahm gelegt worden ist. Und Neuliches vollzieht sich jetzt ungewisselhaft in Elsaß-Lothringen, wo die barbarischen Gegenstände: Die Deutsch! Die Französisch! mehr und mehr durch die zettgemähere, der modernen Kultur und dem tatsächlichen Klassenkampfe entsprechende Devise:

Die Unternehmer — die Arbeiter!
Die Ausbeuter — die Proletarier!
Die Reaktionäre — die Sozialisten!

verdrängt wird.

Dieser Umschwung mag dem deutschen Chauvinismus für den Augenblick ganz nützlich erscheinen — das ist seine Sache; wenn er sich aber so kindlich darüber freut, so erinnert seine Freude uns an die jenes Schlaumeiers, der den Ast, auf dem er saß, absägt, und zu jedem Schnitt der Säge vergnügt lacht. Der französische Chauvinismus ist dem deutschen nicht gefährlich, im Gegentheil, er liefert ihm Wasser aus die Mühle — wie auch umgekehrt der deutsche dem französischen — der Sozialismus aber wird dem Chauvinismus ohne Gnade den Garaus machen — und zwar dem deutschen nicht bloß, sondern auch dem französischen.

Der Papst hat wieder einmal gegen die Sozialdemokraten gesprochen. Das einzige Bemerkenswerthe dabei ist, daß er sie nicht verflucht hat, wie bei mehreren früheren Gelegenheiten. Er scheint also zu der Ueberzeugung gekommen zu sein, daß das Fluchen nicht mehr zeitgemäß ist und jedenfalls den Sozialdemokraten gegenüber nichts hilft. Oder sollte er über die Sozialdemokratie jetzt etwas — christlicher denken als in früheren Zeiten? Es wäre das entschieden ein sozialdemokratischer Erfolg — eine „moralische Eröberung“. Nun, vielleicht werden wir noch des Näheren belehrt, warum wir diesmal nicht verflucht worden sind. —

Das Stöckerblatt lügt:

Witten. Sozialdemokratische freie Diskussion. Heute fand hier eine sozialdemokratische Versammlung statt, in welcher der Abgeordnete Singer sprach. Nach dem Vortrage sollte „freie Diskussion“ stattfinden. Dabei hatte man sich aber wohl gehütet, politische Gegner zuzulassen, da die Eintrittskarten nur „bei den bekannten Parteigenossen“ vorher zu haben waren. Unter solchen Umständen verzichteten natürlich die „Deutsch-Sozialen“, die einzigen in unserer Gegend, welche den Ruh haben, der Sozialdemokratie entgegenzutreten, auf das Vergnügen, sich in die Versammlung einzudrängen. Andernfalls würden Herrn Singer wohl einige unangenehme Fragen nicht erspart geblieben sein, vor allem die, ob die für die Firma Singer u. Co. betriebenen Maschinen mit den in diesem Geschäft gezahlten Hungerlöhnen und den sonstigen Geschäftsgrundlagen zufrieden seien. Und das nennt die Sozialdemokratie: freie Diskussion!

Der richtige Stöcker! Die „Singer'schen Hungerlöhne“ die Ausschließung der Stöckerlinge, und die „antifemistische Skourage“ — alles Stöckerlügen. Die Herren Antifemiten haben bis jetzt sehr seltene und unbedeutende Fälle angenommen, nirgends „den Muth“ gehabt, sich der Sozialdemokratie zu stellen. Dagegen ist noch niemals ein Sozialdemokrat einem Stöckerling ausgewichen — und wäre auch die ganze Sippschaft zusammen gewesen. Uebrigens geht die sozialdemokratische Jagd auf dieses — freilich nicht edle — Wild jetzt an verschiedenen Punkten lustig voran. —

Die deutsche Gefängnispraxis, politischen Verbrechern gegenüber hat sich noch nicht gebessert. Wer nicht in Horn der Regierungspolitik bläst, wird noch immer nicht nur eingesperrt, sondern auch im Gefängnis schlecht behandelt, dies muß nun auch der Redakteur der welfischen

sich so in Wuth zu bringen, daß sie schließlich um einander herumgingen wie die Katzen; jedes Moment hielten sie sich gegenseitig die Krallen unter die Augen; es zuckte in ihnen vor Lust, auf einander loszufahren. Es dünkte Frau Holmsen schrecklich, sich nicht die Fägel schießen zu lassen; jedoch, was war zu thun; sagte man ein Wort, so hieß es gleich: „Bitte sehr! nehmen Sie Ihre Kinder nur wieder mit! Ich lege Ihnen nichts in den Weg! Bitte sehr, bitte sehr!“ — pfui, welch' eine Person!

Wenn jedoch die Kinder wirklich hungerten, so wollte und mußte sie Mittel und Wege finden. Und wenn sie selbst zu Holmsen mühte, — um der Kinder willen thäte sie auch das. Und wenn sie deswegen kam, so würde er wohl auch ein Einsehen haben; wie wenig Herz er auch sonst für seine Kinder zeigte, er begriff doch, daß sie essen mußten.

Sie suchte die Bekanntheit von Dienstmädchen, Schenkerweibern und allen möglichen anderen Leuten aus dem Hause, in welchem Jungfer Henricksen wohnte, und da erfuhr sie allerlei. Es war Gott und aller Welt bekannt, daß Jungfer Henricksen mit dem Esen targte und daß die Kinder Prängel bekamen; das konnte man ja in der ganzen Straße hören. Es war dies überhaupt kein Aufenthaltsort für Kinder. Holmsen sah fast jeden Abend bei der Dame droben und lärmte und zechte, und um welche Zeit er forsting, — „ei, das bemerken wir ja am Morgen. Sie, diese Närrin, bildet sich ein, er wolle sie heirathen; jedoch wir werden schon sehen, was geschieht, wenn er einmal ihr Geld durchgebracht hat — und das dauert gewiß nicht mehr lang. Nein, wäre ich an Ihrer Stelle, so kämen mir die Kinder aus diesem Hause, und zwar lieber heute als morgen.“

Frau Holmsen suchte ihren Mann auf; er hatte sich gut verborgen, allein sie fand ihn. Und sie erzählte ihm, daß seine Kinder hungerten. Jedoch er war noch derselbe herzlose Mensch, der er immer gewesen. Er wollte von nichts hören, ging nur im Zimmer auf und ab und wandte sich weg. „Natürlich, ja“, knurrete er, „Geklatz und Geschwätz, das ist etwas für Dich.“ Sie bettelte und bat, sie weinte zum Schluß, sie machte ihn Vorstellungen, die ihn rühren mußten,

und wenn er ein Stein war; nichts verfiel bei ihm. Ob er denn noch immer keine Ruhe haben könne vor ihrem Gejammer, fing er an. Ob sie sich denn vorgenommen, ihn bis in's Grab zu verfolgen? Für die Kinder habe er Alles geordnet, so gut es ihm eben möglich gewesen sei, behauptete er. Er wisse keinen anderen Ort, wo er sie unterbringen könnte. Bei Jungfer Henricksen hätten sie es gut, erhielten Kleider und Essen, soviel als sie brauchten, und mehr Erziehung, als bei ihrer Mutter. Fanny könnte auch bei Jungfer Henricksen bleiben; damit sei dem Ausgange von seiner Seite Genüge geschehen; — „es ist also überflüssig, daß Du wegen dieser Sache dem Amtmann droben beschwerlich fällst. — Ja, meinst Du denn, ich wisse nicht, daß Du mich unter Aufsicht stellen willst wie einen Landstreicher? . . . Merkwürdig genug, daß Du mich nicht auch zu Zwangsarbeit willst anhalten lassen!“

„Ach Du, — Du machst Dich von Allem los: Du hast es schon auf die Art einzurichten gewußt!“

„Was soll ich denn eigentlich anfangen, Weiß? Von meinem Besitztum droben hast Du mich zu befreien geholfen und ein anderes habe ich noch nicht erworben. . . . werde es wohl auch nie; mir ist das ganze zuwider, kümmerer mich den Kukul drum . . . pah, was verstehst Du davon!“

„Nun natürlich, ich verstehe gar nichts; aber so viel weiß ich doch, — wenn Du mir gäbest, was Du verjubelst . . .“

„Geh zum Teufel, Madame! nun habe ich genug von Deinem Zeug, verstanden? Adieu!“

Er griff nach seinem Hut und verschwand durch die Küche. Da stand sie nun.

Weinend ging sie heim.

Ach Gott, wie hoffnungslos und schlimm und schrecklich Alles schien! Nirgend Jemand, an den man sich wenden kann; er, der der Nächste sein sollte, der Allerzögste!

Er war noch ärger als früher. Und so verkommen! Herrgott, das sollte der Waldkönig sein! — ja wohl, ein schöner König! Er besaß nicht einmal ein Zimmer für sich; die Kammer, die er beim Bierhändler Simonsen inne hatte, wurde zugleich als Herberge für Reisende benutzt. Und wie

er ausah! — Kopf und Beine bierschwer, voll Schmutz und Roth, in zerrissenen, schäbigen Kleidern, vom Trinken fett, mit gelbfahlen Wangen, die Haare ungeläutet und feucht in die Stirn hängend, der Bart ungepflegt und ruppig, die Augen noch heiß und roth vom letzten Rausch; über dem Ganzen ein Ausdruck von krankhafter Wildheit; was man vor sich sah, war einfach ein Trunkenbold! — Und mit diesem Menschen war sie verheirathet gewesen. Dieser Mann sollte Vater sein; auf ihn sollten die Kinder sich stützen. Arme Kinder! Arme Kinder!

Etwas Hilfloseres als diese kleinen Kinder gab es doch wahrhaftig nicht. Sie konnten ja nicht einmal auf ihre Eltern bauen, nicht einmal auf die eigenen Eltern.

Sie quälte und sorgte sich wegen der Kleinen, bis der Kopfschmerz kam und sie fast arbeitsunfähig machte. Nun nahte die Zeit, wo sie an die Rückreise denken mußte; wie würde es ihr da ergehen? Die Kinder verlassen konnte sie, so wie die Sachen standen, doch wohl nicht; allein sie mit sich nehmen, das konnte sie noch viel weniger. Zu Hause hatte sie nichts, ihnen zu geben; es brauchte wahrscheinlich Zeit, ehe der Modesalon recht in Gang kam und von ihrer Näherer allein vermochte sie höchstens sich und Fanny zu erhalten. Auf alte Freunde sich verlassen? . . . nein, nein; es würde sie bald dünken, sie falle ihnen beschwerlich. Sie dachte vor und zurück, zurück und vor; sie kam damit nicht weiter; allein die Gedanken ließen sie nicht los. Manchmal war ihr, als schaute sie hinein in eine endlose Nacht; sie hatte keine Stütze außer Gott, und keine Zuflucht — außer Thränen.

Mils redete nach Kräften und Bermannt mit ihr. Die alten Weiber droben hatten geschwätzt; sie waren natürlich in Unfrieden mit Jungfer Henricksen — simple Leute waren mit einander stets in Unfrieden —, und da rächten sie sich nach Weiberart mit der Zunge. Wenn die Kinder menschlich ausfahen, so hatten sie es auch wohl menschlich. Natürlich aßen sie gern Weizenbrödtchen und natürlich meinten sie und wollten zur Mutter; das bedeutete aber nichts; das thäten alle Kinder.

Von Holmsen mühte sie nicht zu schlamm denken. Er

„D. Volksztg.“ Herr Rechtsanwält von Dammberg, erproben. Er hat soeben eine 6 monatige Gefängnisstrafe angetreten, die ihm wegen Verächtlichmachung von Staats-einrichtungen zuerkannt worden ist. Eine solche Verurtheilung ist bekanntlich nur möglich, wenn der Gerichtshof annimmt, daß der Angeklagte wider bessere Erkenntniß gehandelt hat. Der Artikel, um den es sich handelt, enthält nach Anschauung des Staatsanwalts und der Richter Schmähungen Kaiser Wilhelm's I. Daß dieser aber wider bessere Erkenntniß geschrieben wurde, lassen wir dahingestellt. Herr v. D. genießt im Zelleingefängniß zu Hannover nur solche Vergünstigungen, welche auch ehr-loßen Verbrechern zugestanden werden (eigene Kleidung, Licht bis 9 1/2 Uhr, allein Spazierengehen, Zelle nicht selbst reinigen, eigene Beschäftigung). Ja, der Gefängnisdirektor hat ihn auch mit der Entziehung dieser Vergünstigungen nach Verbüßung einer früheren Strafe bedroht. Bessere Verpflegung, Korrespondenz mit der Außenwelt genießt Herr v. D. nicht. Schwere Verbrecher, welche sich aus ihrem Arbeitsverdienst-Anteil ihre Kost verbessern können, haben es besser als Herr v. D. während des ersten Theiles seiner Haft. Die 6 monatige Strafe wird Herrn v. D. bei der gewohnten Gefangenenskost wahrscheinlich für sein Leben seine Gesundheit kosten.

Diese Behandlung ist unwürdig. Es wäre höchste Zeit, daß Deutschland endlich ein anständiges Strafvollzugsgesetz erhält, das zwischen politischen und nichtpolitischen Verbrechen die nöthigen Unterschiede macht.

Ein Brief Mendelssohn's in der Pariser „Vat-taille“ legt das Ständische Treiben des internationalen Spiegels dar. Französische Mouchards, die für die russische Geheimpolizei arbeiteten, fangen Briefe ab, und treiben es genau so, wie wir Deutschen es in der Aera Bismarck erlebt haben.

Das Ständische ist, daß die französischen Behörden, und namentlich auch die französische Post sich zu diesem erlosenen Spiele hergeben. Die Vorkommnisse und Handlungen, deren Mendelssohn erwähnt, werden in der französischen Kammer zur Sprache kommen. Es ist Ehrensache für die französischen Demokraten und Republikaner geworden, der ebenso unwürdigen als lächerlichen Vuherei um die Gunst des zarischen Kuzland, welche in gewissen — natürlich den sog. „höheren“ — Kreisen der französischen Gesellschaft schamlos getrieben wird, endlich einmal mit Nachdruck zu steuern. Wenn ein Blatt, wie das „Journal Illustré“ seinen Lesern einen französisch-russischen Doppel-Kalender für das Jahr 1891 (mit obligaten französischen und russischen Soldaten zur Garnitur) als Neujahrsgabe darbietet, so zeugt dies — abgesehen von der grotesken Geschmack-Verirrung — von einer politischen Verunkenheit, welche den „heiligen“ Zorn eines jeden, sein Vaterland und die Republik liebenden Franzosen hervorrufen muß. Ein Glück nur, daß diese Niederträchtigkeit der Gesinnung bloß in den „höheren“ und „höchsten“ Klassen zu finden ist, und von den Arbeitern mit gebührender Verachtung und wachsender Empörung betrachtet wird.

Fransösisch-russischen Spiegelfreisen ist die, telegraphisch nach Deutschland beförderte Nachricht des „Gaulois“ ent-stammt:

Die französische Polizei hätte gelegentlich der Verfolgung Paderewski's entdeckt, daß alle sozialistischen, nihilistischen und sonstigen revolutionären Vereinigungen zu einer internationalen verbunden seien, deren Zentral-sitz sich in Deutschland befinde. Die Mitglieder der Internationale seien jedoch meistens vor der Untersuchung ge-wahrt worden, so daß nur einige Verhaftungen und Auswei-sungen bevorstünden.

Durch diese Entschuldigung wird bestätigt, was wir neu-lieh schon sagten: daß das deutsche Element in dieser russisch-französischen Spiegelfreundschaft sehr stark vertreten ist. Schade, daß die Spiegel nicht allmächtig sind: Dann wäre das kühnste Ideal unserer Reaktionen verwirklicht, und aus der internationalen Spiegelfreundschaft erstünde die von Bismarck geträumte neue Heilige Allianz der internationalen Kontre-Revolution — ein Allianz, zu der auch England gehören würde, (an dem die „Heilige Allianz“ Alexanders I. befanntlich scheiterte) — denn die englischen Detektives sind ganz von demselben Stoffe gemacht, wie ihre kontinentalen Kollegen.

mochte so schlecht sein als er wollte, so war er doch kaum der Mann, seine Kinder mißhandeln zu lassen. Er liebte sie in seiner Weise, meinte Miß; besonders der Knabe war sein Augapfel. Es hätte keinen Sinn zu glauben, daß er sie hungern lasse.

Frau Holmsen hörte dies manchmal an; jedoch plötzlich sah sie dann wieder da und weinte. Und als der Tag der Abreise kam, hätte sie die Kinder fast mit sich genommen.

Es war unerträglich, die armen Verschüchternen in ihrem Winkel stehen und schluchzen zu sehen, als ginge es an ihr Leben. Sie konnte dieselben nicht verlassen. Jungfer Henriksen mußte der Sache schließlich ein ernstes Ende bereiten; „es ist doch nicht der Mühe werth, sie länger als nöthig zu quälen“, sagte sie und jagte Lea und Tom hinaus.

Frau Holmsen hätte sie zerreißen mögen. Füglich kam sie aber doch zu Vernunft und reiste ab. Der liebe Gott würde auf die Kinder sehen; Miß hatte auch versprochen, sie nicht aus den Augen zu verlieren; was sich nicht ändern ließ, mußte seinen Lauf haben.

Jedoch die weinenden Kinder verfolgten sie auf der ganzen Heimfahrt. Sie hörte dieselben durch den Lärm der Eisenbahn hindurch; bei jeder Station mußte sie aussteigen und nachschauen: Ihr schien, als kämen sie ihr nach, riefen sie, streckten die Arme nach ihr aus, baten sie zu warten, zu warten; — besonders deutlich hörte sie das Weinen des kleinen Tom.

Und zu Hause wurde es auch kaum besser. Die zwei Kleinen standen vor ihr, Tag und Nacht, in Gedanken und Träumen und unruhigen Phantasien; sie konnte nicht begreifen, daß sie die Kinder verlassen hatte; sie mußte toll gewesen sein. Es gab keine andere Möglichkeit; — sie mußten wieder heim. Sie konnte nicht leben, ehe sie ihre Kinder in Sicherheit wußte.

Sie bekam ein paar Kleider anzufertigen und rechnete aus, bis Weihnachten müsse sie so und so viel verdient haben; mit Janny's drei Thalern gab das förmlich eine Summe. Dann mietete sie eine billige Wohnung und schränkte sich ein; man konnte jetzt ebenso wie früher von Mehlkuch und Kartoffeln leben. Also schrieb sie an Holmsen

Apropos, einer der berühmtesten englischen Lockspitzel ist wieder aufgetaucht: der Dynamitheld D' Donovan Rossa. Nachdem er als Agent der englischen Regierung entlarvt worden war, zog er sich eine Zeit lang ins Privatleben zurück — und jetzt hören wir plötzlich, daß er sich in New-York wieder ans Tageslicht gewagt und seinen Entschluß angekündigt hat, nach Irland zu fahren, wo er gerade noch gefehlt hat.

Auch Parnell will sich beiläufig auf einige Zeit ins Privatleben zurückziehen, und nach einiger Zeit, wenn etwas Gras über den Standalen der letzten Monate gewachsen ist, von Neuem die irische Partei „führen“. — So soll's ausgemacht sein. Leider ist es zu spät. Wäre Parnell nach dem O'Shea-Prozess so vernünftig gewesen, dann hätten die Dinge sich möglicherweise ein wenig anders, allein was er seitdem gethan hat, kann auch von den — sonst so gutmüthigen und leicht vergessenden — Irländern nicht amnestirt werden.

Gestern fanden in Frankreich Erwahlen zum Senat statt. Der Senat ist eine höchst überflüssige Körperschaft, und das Wahlgesetz durchaus reaktionär. So konnte es denn Herrn Ferry gelingen, eine Majorität zu erlangen. Nun — wir gönnen ihn dem Senat und den Senatoren. Eines schönen Tages wird dieser lächerliche Pöpsel, genannt Senat, doch abgegeschnitten werden.

Unermüdet sind die Russen in der Erforschung Zentralasiens. Heute, wo es für Jedermann klar ist, daß die Entdeckungswelt nicht aus wissenschaftlichem Interesse geschieht, sondern in erster Linie politischen Zwecken dienen, muß der Thätigkeit russischer Forschungsreisender große Aufmerksamkeit geschenkt werden. Nach sechzehnmonatlichen, höchst erfolgreichen Forschungen ist der russische Afrikaner B. Grombtschewski aus Tibet zurückgekehrt. Seine Entdeckungen galten dem Nordostabhange des Himalaya, hatten demnach wohl den Zweck, einen weniger beschwerlichen Weg nach Britisch-Indien als den über Afghanistan zu eröffnen. Früher suchte Rußland China, Buchara und andere Gegenden zu erforschen, was als ein großer wissenschaftlicher Erfolg galt, nachher wurden diese Gebiete unterwühlt, heute erforscht Rußland Tibet und Persien und sucht vielleicht nach mehreren Jahren auch dort Fuß zu fassen. Immer mehr nähert sich der russische Kolos Indien, das mit Konstantinopel, das Ziel der russischen Eroberungspolitik ist. Es dürfte auch nicht ohne Bedeutung sein, daß man den russischen Thronfolger jetzt nach Indien gesandt hat. Wie ein großer Herrscher wird er dort von den englischen Behörden aufgenommen, welche dadurch die Aufmerksamkeit der indischen Bevölkerung auf Rußland lenken. Rußland, schon seit mehr als einem Jahrhundert eine Gefahr für die friedliche Entwicklung Europas, wird es auch bald für die asiatischen Besitzungen der europäischen Staaten werden.

Das Interesse von den heimischen Angelegenheiten durch auswärtige Verwicklungen abzulenken, ist nicht nur ein Kunststück der monarchischen Regierungen, sondern auch der republikanischen. Die Unzufriedenheit des Volkes der Vereinigten Staaten mit der Regierung, welche in den letzten Wahlen so bedienten Ausdruck gefunden hat, die Unzufriedenheit mit den Wirkungen der Mac-Kinley-Bill, die Verschiebung administrativer Reformen, die Unzufriedenheit mit dem in Folge der Krise steigenden Einfluß europäischer Mächte in Argentinien, die Erregung wegen des Indianeraufstandes sollen abgelenkt werden auf England. Man sucht einen Konflikt wegen der Fischelei im Behring'schen Meer heranzubereiten, man rüstet Kaperschiffe, welche den englischen Handel schädigen sollen, man sucht Kredite nach für die Verbesserung der Kriegsschiffe, man akzeptirt endlich nicht das Anerbieten Englands, den Fall durch ein Schiedsgericht regeln zu lassen. Man handelt so, als wenn man einen Krieg mit England heranzubereiten wollte um einer Frage willen, welche ein paar Schiffsrheder interessiert. Natürlich wird es nicht zu einem Kriege kommen, es handelt sich einzig und allein darum, die Aufmerksamkeit des Volkes von der inneren Mißwirtschaft abzulenken; das wird man wohl auch in Amerika einsehen und der Regierung das Spiel verderben.

„Ein höchst befriedigendes Ergebnis“ — a most gratifying result — nennt der amerikanische Regierungs-

agent im Indianergebiet Mr. Mac Laughlin in seinem offiziellen Bericht vom Kriegsschauplatz die Ermordung Sittling Bull's — des stehenden Stiers. Dem ermordet, verächtlicher Weise ermordet worden ist der unglückliche Indianerhauptling, der sich widerstandslos gefangen nehmen ließ und, selbst nach dem amtlichen Bericht, gar nichts gethan hat, um die von seinem erbittertesten persönlichen Feind be-schlossene Indianische Polizei zum Gebrauch der Waffen und zur Veranfassung einer schändlichen Mezelei zu veranlassen. Und diese feige, schuftige Mordthat, welche ein unauslöschlicher Schandfleck des Sternennamens ist, nennt ein amerikanischer Staatsbeamter amtlich „ein höchst befriedigendes Ergebnis“! Und einem so unglaublich rohen Menschen war die Fürsorge für ein großes Indianer-Gemeinwesen anvertraut! Das „St. Louis Tageblatt“ schreibt über das schmachvolle Verbrechen:

„Sittling Bull war den amerikanischen Landräubern im Wege. Er vertrat die „historischen“ Rechte seines Stammes und Volk's auf das Energiefeld und misstrante den Weissen und ihren Versprechungen. So oft von ihnen vergewaltigt und betrogen, konnte er natürlich kein anderes Mittel der Abwehr, als das der Nothwehr: Gewalt und List, die er, wo es die Umstände gerade opportun erscheinen ließen, zur Anwendung brachte.“

Sittling Bull war im Vergleich mit uns freilich ein Barbar, oder mindestens ein Halbbarbar; aber so viel verstand er doch vom Leben und den Menschenrechten, daß den Amerikanern und den Zivilisirten überhaupt nicht viel zu trauen ist; daß sie viel versprechen und nicht Wort halten; die Schwachen über-lieben, ausbeuten und unterdrücken.

Er haßte und verabscheute die Weissen so ehrlich, wie nur Jemand, der sein Volk liebt, dessen Ausplünderer verabscheuen und hassen kann. Und wenn seinem Volke Gefahr der Ueberrumpelung durch „Konferenzen“ mit den Weissen drohte, da war er Mannes und Patriot genug, seine warnende Stimme zu erheben: „Laßt Euch von den Weissen nicht über's Ohr haufen.“

Charakteristisch für die amerikanische Presse ist es, daß sie, — die sonst beim Tode eines berühmten oder berühmten Mannes dessen Lebenslauf aus ihren „Files“ zusammenträgt —, sich gar nicht mehr erinnert, was vor zwei Jahren Sittling Bull wieder in den Vordergrund der Indianerereignisse gebracht hat.

Schlagen wir z. B. unsere „File“ von 1888 nach, so finden wir unterm 31. Juli folgende Depesche:

„Standing Rock Agentur, Dakota.“

„Unter den Indianern der Stouy-Reservation herrscht bezüglich der Unterzeichnung des von der Regierung vorgeschlagenen Vertrags zum Verkauf des brachliegenden Reservationslandes Meinungsverschiedenheit. Die in die Konferenz gewählten Indianer sind gegen den Vertrag; andere wieder für denselben. Sollte Sittling Bull noch herkommen, dann giebt es Wirrwarr. Denn er würde auf keinen Fall die Unterzeichnung des Vertrags zugeben.“

Natürlich sind die Landdiebe, die Viehgesellschaften, welche das gesamte Indianer-Vermögen gern ihr eigen nennen möchten, herzlich froh, daß Sittling Bull, der Führer und Rathgeber der Nothhäu'ter todt ist. „Aufgehört“ hat er sein Volk gegen die Weissen, ihre Unterdrücker, das ist wahr. In unserer Sprache nennt man das aber Aufklären.

Die Amerikaner führen als Grund ihrer betrügerischen und brutalen Maßnahmen gegen die Indianer an, daß die bisherigen Zivilisirungsversuche an ihnen einen nur geringen Erfolg gezeitigt haben.

Wir sind nicht kompetent, diese Frage zu entscheiden; nur Autoritäten, welche unter den Indianern gelebt haben und sich mit der Zivilisirung derselben befaßt, dürfen hierfür maßgebend sein; und ihr Urtheil wechselt je nach Zeit, Lokalität und Umständen.

Indianer zu erziehen, mag allerdings eine sehr mühselige, langwierige Arbeit sein.

Gefeh den Fall nun, letztere sei — was wir jedoch nicht glauben — auf die Dauer fruchtlos, oder stöbe, wegen der „Rückfälligkeit“ der in „christlicher“ Mission erzogenen Indianer in keinem Verhältnis zu den Weissen und Unkosten.

Was dann? Dürfen wir deshalb die Indianer ausrotten, todtschlagen, aus dem Wege räumen, um ihr Land, ihr Erbtheil zu erschleichen?

Eine Analogie ist leicht zu finden.

Widwittige Kinder dürfen wir nicht tödten, auch dann nicht, wenn jedwede Aussicht, sie zu einigermaßen nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden, genommen ist. Diese Kinder sind in einer Anstalt unterzubringen, in welcher sie verpflegt werden, bis ein natürlicher Tod sie des Daseins enthebt.

In ähnlichem Sinne müßten wir uns die Erziehung der Indianer selbst dann gefallen lassen, wenn es als absolute Wahrheit feststände, daß sie höherer Zivilisation unzugänglich sind.

und bat ihn und beschwor ihn, ihr nach Weihnachten mit ein paar Thalern zu helfen; in diesem Falle wolle sie die Kinder straks nach Hause nehmen und mit Gottes Hilfe selbst für ihren Unterhalt sorgen.

Hierauf wurde sie ruhiger; nur der Kopfschmerz hielt an. Derselbe wurde nach und nach ärger, so daß sie manchmal im Bett bleiben mußte. Und wenn ihr schlecht war, ging es nicht mit Mehlkuch und Hering. Sie mußte sich Speise schaffen, die den Appetit reizte. Janny aß wie ein Droscher. Da die Wohnung kalt war, verbrannte man eine Menge Holz. Frau Holmsen begann fast zu bereuen, daß sie um die Kinder geschrieben hatte. Weihnachten kam näher; einen Theil der Arbeit, welche sie übernommen, mußte sie zurückgeben, da sie deren Fertigkeit nicht zu versprechen wagte. Alt-Kari wanderte eines Tages mit dem goldenen Ring in die Pfandleihanstalt. Nachher ging die Taschenuhr und das Seidenkleid den gleichen Weg. Der Kredit war nicht mehr viel werth; sie war überall schuldig und überall sahien man jetzt Bezahlung zu erwarten. Man mußte sich an den Hinfel-Michel halten; allein die alte Kari gab zu verstehen, daß auch dieser nicht länger bei rechter Laune war. Nun werden wir sagen, wie der Knabe sagt, der am Christabend die Kuthe kriegete“, lachte Alt-Kari —: „das werden ja nette Weihnachten!“

Bon Holmsen vernahm man gar nichts, und darüber mußte Frau Holmsen bei dieser Sachlage sich nur freuen. Wozu würde es dienen, wenn die Kinder jetzt heimkämen? Sie konnten eben so gut anderswo wie zu Hause hungern. Daß er nichts besah, um dieselben zu unterstützen, das hätte sie wissen sollen; er mußte natürlich vor allem Brautwein haben.

Gott weiß, ob auch nicht sie bald zu trinken anfang. Diese ewigen Sorgen brachten sie um. Nicht einmal im Schlafe hatte sie je Ruhe. Ja, die Träume waren sogar fast das Ärgste. Die Kinder besuchten sie, mit blauen Wangen und sah, in jeder Nacht; sie weinten und baten um Hilfe, konnten aber von ihr keine erlangen. Sie war ganz feils, sie konnte sich nicht rühren; da kam Jungfer Henriksen; sie hatte ein langes Messer und wollte die Kleinen zum Mittagessen schlachten; oder es war Holmsen; er kam

daher gesprungen wie ein Hund, wie ein toller Hund, mit blutrothen Augen, mit großen Zähnen, wollte beißen, beißen . . . a—a—ah! Sie erwachte mit einem Schrei, schweißgebadet und bebend.

Nicht viele erinnerten sich ihrer in dieser Zeit; selbst Frau Mühlberg sah man selten. Sie hatten wohl für Weihnachten zu thun. Frau Holmsen wohnte nun aber auch so unheimlich abseits, auf dem Hügel gegenüber der Kirche, wo nicht einmal mehr Straßen waren, sondern bloß Steige und Pfähen, da mir Arbeiter hier herzogen; — ordentliche Leute konnten sie hier wohl nicht auffinden. Sie dachten übrigens vielleicht, daß sie nun, nachdem sie in Kristiania gewesen und Kleidermachen gelernt habe, wieder obenauf sei.

Der Vortag des Christabends kam herbei. Das Haus war blank und leer, und Frau Holmsen litt an ihren Kopfschmerzen. Janny wurde zu Lehmann geschickt; nun lag Frau Holmsen und wartete auf die alte Kari.

Da klopfte es leise an der Thür. „Herein!“ — Herein!“ Die Thür ging auf und in der Oeffnung zeigte sich erst Tom und dann Lea.

Frau Holmsen freute sich dergestalt, daß sie gesund ward. Namen sie nun, so kamen sie nicht mit leeren Händen! Und denkt Euch, wie herrlich, seine Kinder zu Weihnachten heim zu haben. Sie sprang aus dem Bett, im Hemd, wie sie war, und empfing sie mit Thränen des Glücks.

Jedoch sie kamen dennoch mit leeren Händen. Papa hatte ihnen nichts zu geben gehabt. Und Jungfer Henriksen war so böse gewesen, so . . . Papa hatte sich mit Jungfer Henriksen vollständig zerankt.

Da setzte Frau Holmsen sich rasch nieder. Sie war grau im Gesicht.

Mit blauen Wangen und sah, standn die Kinder vor ihr, ganz herabgelommen vor Kälte. Der kleine Tom fing an zu weinen und bat um etwas zu essen. Ihren Reisvorrath hätten sie längst aufgegeben, sagte er.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Pflicht bestünde dann darin, sie „todzuschlagen“, nicht aber, sie todzuschlagen.
 Obendrein wird uns in den Jahresberichten des Indianer-Kommissärs jedesmal „Fortschritt“ der Zivilisation gemeldet; da wird erzählt, wie Missionen und Schulen im Gebiete der fünf zivilisierten Stämme des Indianer-Territoriums (zu denen die Sioux allerdings nicht gehören, denn die leben noch in Nord-Dakota) gedeihen, wie die Lust zum Landwirthschafts-Betrieb zunimmt u. s. w.
 Wir denken, daß der Unterschied zwischen einem zivilisierten und halbbarbarischen Indianerstamm nicht größer ist, als innerhalb der weißen Race zwischen den Verächtern und den Verehrern des Militarismus.
 Nachträglich erfahren wir, daß die Ermordung Sittling Bulls zum Gegenstand eines Antrags im Kongress gemacht worden ist. Legt die amerikanische Volkvertretung sich nicht noch rechtzeitig ins Mittel, so ist ein Aufstand in n. t. l. i. c. h. e. r. i. n. d. i. a. n. i. s. c. h. e. n. Stämme oder Stammesreste unvermeidlich; und dieser würde, nach entsetzlichem Gemetzel, voraussichtlich mit der Vernichtung aller noch gruppen- oder truppweise vorhandenen Rothhäute im Bereich der Vereinigten Staaten enden. —

Aus Paris wird uns nachstehendes Schriftstück übersandt, welches sich gegen den in Frankreich fast noch mehr als in Deutschland grassirenden Personenkultus wendet, und wesentlich zu der so notwendigen Vereinigung aller sozialistischen Elemente in Frankreich beitragen wird:

Das Revolutionäre Central-Komitee.
 Nur ein einziger Gedenktag:
 Der der Kommune!
 Wie das Revolutionäre Central-Komitee schon am 2. Januar 1890 am Grabe Blaquière's erklärt hatte, als es gekommen war, um das Andenken des großen Revolutionärs am Jahrestage seines Todes gegen die Casaristen zu verteidigen, gegen diese Verräther am Sozialismus, welche vergebens versuchen, das Gedächtniß des Todten zu beschimpfen, um die eigene Schande zu bemänteln, — wie das Komitee damals erklärt hatte, hat es bestimmt, daß in Zukunft nicht mehr ein Gedenktag an irgend eine Person oder ein besonderes Ereigniß festlich begangen werden soll.
 Das Komitee überläßt den zurückgebliebenen Possitiven und Intriganten die Vergötterung von Menschen und Sachen, es hat und will keine andere Sorge haben, als die der Entwicklung, der Propaganda, der Organisation unserer Partei und der nöthigen Einheit in ihrer Thätigkeit.
 Am Jahrestage der Niederlage der Kommune, auf dem Leichenfeld der Föderaten, auf den Grabbügeln Blanqui's und all' Derer, welche, wie er gekämpft und gelitten haben, und gestorben sind für unsere Sache, für die Sache der Arbeiterklasse, der Republik, des Sozialismus, — an diesem Tage wird das revolutionäre Central-Komitee das Andenken eines heldenhaften Todten feiern, eines Todten, welcher geehrt werden muß nicht in einer mythischen oder religiösen Form,

sondern als Beispiel der Ehre, des Muthes und der treuen Pflichterfüllung. Und diesem Beispiele sollen wir folgen, sowohl in der Gegenwart als in der Zukunft, wir sollen ihm aber nicht slavisch nachahmen, wir müssen die Idee und die praktische Politik immer in Beziehung bringen zu den stets sich ändernden Verhältnissen.
 Ende Mai, wie am 18. März, und nur an diesen Zeitpunkten, an diesen Gedenktagen unserer revolutionären Geschichte, an diesen jährlichen Heerschauen über unsere Stärke und unsere Hoffnungen, an diesen Tagen wird das revolutionäre Central-Komitee alle seine Anhänger zusammenberufen, seine Freunde, alle guten Bürger, welche nicht partiiert haben und nicht partiierten, weder mit dem Casarismus noch mit dem Opportunismus, welche mit ihm gegen die Reaktion und die kapitalistische Herrschaft den Kampf der Befreiung der arbeitenden Klasse des Sozialismus und der Revolution führen wollen.
 Es lebe die soziale Republik!
 Paris, den 1. Januar 1891.
 Für das revolutionäre Central-Komitee:
 Die Verwaltungs-Kommission.
 Vaudin, Lachize, Abgeordnete.
 Chauvière, Vaillant, Gemeinderäthe von Paris.
 Bernin, Bürgermeister von St. Ouen.
 Degay, Herand, Laurent, Landrin, Lepage, Sekretäre.
 Lepout, Schammeister.

Theater.
 Dienstag, den 6. Januar.
Spernhaus. Violetta.
Schauspielhaus. Was ihr wollt.
Festung-Theater. Auf der Höhe des Jahrhunderts.
Berliner Theater. Die Jungfrau von Orleans.
Friedrich-Wilhelmstadt Theater. Die Gondoliere.
Wallner-Theater. Mamsell Nitouche.
Residenz-Theater. Der Kampf ums Dasein.
Viktoria-Theater. Die sieben Raben.
Vollenbrunn-Theater. Mein Freund Lehmann.
Ostend-Theater. Der Trompeter von Säckingen.
Thomas-Theater. Der Soldatenfreund.
Kaufmann's Variété. Große Spezialitäten-Vorstellung.
Theater der Reichshallen. Große Spezialitäten-Vorstellung.
Concordia. Große Spezialitäten-Vorstellung.
Gebr. Richter's Variété. Große Spezialitäten-Vorstellung.
Wintergarten. Große Spezialitäten-Vorstellung.

Circus Renz.
 Karlstraße.
 Dienstag, den 6. Januar 1891, Abends 7 Uhr:
Die Touristen,
 oder:
Ein Sommerlag am Egersee.
 Gr. Orig. Pantomime vom Hof-Balletmeister H. Siems, neu arrangirt und in Szene gesetzt vom Direktor C. Renz. Musik vom Kapellmeister H. Cahubleu.
 Außerdem: Bal- u. Concert-hippique mit 8 arab. Schimmelhengsten, dress. und vorgef. von Hrn. Fr. Renz, Trepido, ger. von Fräul. Oceana Renz (Enkelin). Kandelaber, ger. von Herrn Ernst Renz (Enkel). Auftreten d. phänom. Reitsänftlers Mr. J. F. Clarke. Mit Jelia Jampa, amerikanische Luftgymnastikerin. Auftreten der berühmten Akrobatenfamilie Bratiore. Mr. Burnell Willis, als Voltigeur a la Richard. Auftreten der Reitsänftl. Fr. Natalie. Mit Willie Meers, als Jockeyreiterin. Pas de deux graciosus auf 2 Pferden von Mm. u. Mr. Brabburg. Komische Entrees und Intermezzos von sämtl. Clowns.
 Morgen Vorstellung.
 E. Renz, Direktor.

Dem Genossen Ernst Diecke zu Gedenke zu 1. gestr. Wegenfehle ein donnerndes Hoch. 78 Die Genossen.
Fachverein der Putzer.
 Den Mitgliedern, sowie dem Gesangverein Gemüthlichkeit zur Nachricht, daß unser Kollege
Anton Ludwig
 am 4. d. M. verstorben ist.
 Die Beerdigung findet am 7. d. M., Nachmittags 3 Uhr, vom Trauerhause Linienstr. 90 nach dem freireligiösen Friedhof (Pappelallee) statt.
 Um zahlreiche Theilnahme ersucht
 Der Vorstand.
Fachverein d. Lithographie- und Bernsgenossen.
 Den Mitgliedern zur Nachricht, daß unser Mitglied und Kollege
August Bischoff
 am 3. Januar nach 14tägigem Krankenlager gestorben ist. — Die Beerdigung findet am Dienstag, den 6. d. M., Nachmittags 3 Uhr, vom Trauerhause Görlitzerstraße 60 nach dem St. Emauskirchhof statt.
 Ehre seinem Andenken!
 Die Mitglieder und Kollegen werden gebeten, dem Kollegen Bischoff die letzte Ehre zu erweisen.
 Der Vorstand.

Grosse öffentliche Volks-Versammlung
 am Mittwoch, den 7. Januar, Abends 8 1/2 Uhr, bei Joël (fr. Keller), Andreasstraße 21.
 Tages-Ordnung:
 1. Vortrag. 2. Diskussion. 3. Wahl einer Provisorien-Kommission. 4. Verschiedenes.
 Der Einberufer. C. Ernst.

Fachverein der Tischler.
 Heute Abend bei Fenerstein, Alte Jakobstr. 75 (Tunnel):
Vorstands-Sitzung.
 Mittwoch, den 7. Januar, Abends 8 1/2 Uhr, in „Orschel's Salon“, Sebastianstraße Nr. 39:
Mitglieder-Versammlung.
 Tages-Ordnung:
 1. Vortrag des Herrn Dr. Lütgenau über: „Ibsen und der Sozialismus“. 2. Diskussion. 3. Vereinsangelegenheiten, Verschiedenes und Fragelasten. — Zahlreiches Erscheinen erwartet.
 Der Vorstand.

Englischer Garten.
 Direktion: C. Andress, Alexanderstraße 27c.
Clara Conrad, Nieder- und Walzer-sängerin.
Jenny Reimann, Kostüm-Soubrette.
Max Menzel, Gesangsdomister.
Mr. Koberstein, Malabarist.
Mc. Lean Brothers, Amerikan. Neger-Ensemble.
Gebr. Willmo, musikalische Clowns.
 Anfang Wochentags 8 Uhr.
 Sonntags 6 1/2 Uhr.
 Entree Wochentags u. Sonntags 30 Pf. 50 Pf. und 75 Pf., im Vorverkauf 20 und 30 Pf.

Circus Schumann.
 Friedrich-Karl-Str.
 Heute Abend 7 1/2 Uhr:
Große Vorstellung
 mit neuem vorzüglich gewähltem Programm.
 Zum Schluß der Vorstellung:
Eine ländl. Hochzeit,
Circus unter Wasser.
Sensationelle Wasser-Pantomime.
 Spezialität: 4 Wasser-Typen.
 Morgen Abend 7 1/2 Uhr: Große Vorstellung mit vorzüglich gewähltem Programm. Eine ländliche Hochzeit.
 Sonntag, den 11. Januar, 2 Vorstellungen, Nachm. 3 1/2 Uhr und Abends 7 1/2 Uhr. In beiden Vorstellungen die sensationelle Wasser-Pantomime.

Achtung!
Putzer (Maurer)!
 Alle Kollegen werden hierdurch aufgefordert, die statistischen Fragebogen über Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Maurer Deutschlands für das Jahr 1890 gewissenhaft ausgefüllt an die unterzeichneten Vertrauensleute der Putzer, oder an die bekannten Adressen der Vertrauensleute der Berl. Maurer, bis spätestens Sonntag, den 11. d. M., abzugeben.
 Kollegen, thut eure Pflicht!
 H. Eiserich, Stalinerstr. 54a.
 A. Krause, Andreasstr. 62.
 A. König, Franzstr. 3.
 P. Förster, Lüderstr. 43.
 W. Schlumbach, Steglitzerstr. 84.
 J. Dohow, Gneisenaustr. 28.
Gesangverein „Sängertranz“
 (gegründet 1853)
 feiert am Sonnabend, 10. Januar, in Gerth's Salon, Blücherstr. 66, Abds. 9 Uhr, die 25jährige Mitgliedschaft des Herrn Oswald Ludwig, und ladet zu dieser Feier alle ehemaligen Mitglieder, Freunde und Gönner des Vereins freundlichst ein.
 82

Achtung, Schmiede!
Gr. Versammlung für Frauen u. Männer
 der Vereinigung der Schmiede Deutschl. (Zahlstelle Berlin)
 am Mittwoch, den 10. Jan., Abds. 8 1/2 Uhr, in „Scheffer's Salon“, Insel-Strasse 10.
 Tages-Ordnung: 1. Vortrag über Infektionskrankheiten. Referent Herr Dr. Rehfisch. 2. Diskussion. 3. Abrechnung vom 4. Quartal. 4. Wahl der Ortsverwaltung und Wahl eines Vergütungs-Komitees. 5. Verschiedenes und Fragelasten. — Die Kollegen aus den Fabriken werden gebeten in dieser Versammlung zu erscheinen. Gäste haben Zutritt.
 Die Ortsverwaltung.
 J. A.: Altb. Dörgeloh, Langestraße 96, v. 3 Tr.

Stabliement Buggenhagen
 am Moritzplatz.
 Täglich:
Grosses Concert.
 Direktion A. Rodmann.
 Dienstag und Freitag: Walzer-Abend.
Entrée Wochentags 10 Pf., Sonn- und Festtags 25 Pf.
 Großer Frühstücks- und Mittagstisch.
 Spezial-Kuchenschau von Hagenhofer Export-Bier, Seidel 15 Pf.
 641 F. Müller.

Castan's Panopticum.
 Prof. Dr. R. Koch im Laboratorium.
Amazonen-Truppe
 Weihnachts-Ausstellung.
 Damen-Sapelle.
 Entree 50 Pf. Kinder 25 Pf. o. 9 Uhr Morg. bis 10 Uhr Ab.

Möbel, Spiegel und Polsterwaaren.
 eigener Gr. Lager, bill. Preise.
Fabrik Emil Heyn,
 Brunnenstraße 28, Hof portiere.
 Theilzahlung nach Uebereinkunft.

F. Nietsch jr., Hoffschlächter, Meister,
 Berlin, Friedrichstr. 245, 2. Geschäft: Wilhelmstr. 109/110, Ecke Anhalterstr.
 empfiehlt neben allen Sorten seiner Wurst- u. Fleischw. als Spezialität:
Casseler ohne Knochen à 80 Pf.
Casseler Rippespeer,
Wiener Würstchen à Paar 15 Pf.
Braunschweiger Rothwurst,
Blasen-Schinken à Pfd. M. 1.40, somit den wegen seines milden Geschmacks und leichter Verdaulichkeit zumal Magenleidenden sehr zu empfehlenden.
Lachs-Schinken.
 Versandt auch nach auswärts prompt.

Gratweil'sche Bierhallen
 Kommandantenstr. 77-79.
 Täglich:
Grosses Concert
 mit Quartett-Sängern, ausgeführt von dem Musik-Direktor G. Sanftleben.
 Wochentags: Frei-Concert.
 Sonntags Entrée 20 Pf.
 Empfehle auch zugleich 8 Billards, 8 Regelbahnen und einen Saal zu Vergnügungen und Versammlungen.
 703 F. Sadtke.

Passage-Panopticum.
 100 neue Gruppen und Figuren.
 Spezialitäten-Vorstellung.
 Entrée 50 Pfennig.
 Geöffnet v. 10 Uhr Vorm. b. 11 M. Ab.

Büdesheimer Lager-Weine.
 Den Rest meiner meist selbstgekelterten, gesunden, ächten Weine verlaufe ich zu nachstehenden Anzeigerkaufs-Preisen:
 Im Faß nicht unter 40 Liter resp. 54 Flaschen à 1/2 Liter: 1888 er per Liter 75 Pf., 1889 er per Liter 85 Pf., wovon Proben in 1/2 Liter-Flaschen erhältlich zu 75 Pf. resp. 85 Pf. — In Flaschen à 1/2 Liter Inhalt: 1884 er Kulan 1 M., 1878 er Riesling 1,10 M., 1876 er Berg 1,20 M., 1884 er Berg 1,30 M., 1884 er Rothwein 1,50 M. Flaschenglas inbegriffen. **Paul Stumpf, Mainz,** Gartenfeldstraße 4. [2296]
Dr. Hoesch, homöopath. Arzt, Artilleriestr. 27, 8-10, 5-7, Sonnt. 8-10

! Anzeigungsverkauf!
 um jeden Preis von 20 000
Schuss-, Hieb- u. Stichwaffen
 Reich illustrierte Preisliste gratis.
Hippolit Kohles,
 Berlin W., Friedrichstr. 84.
Nur 1 Mark.
 Klagen, Eingaben, Rath in Prozessen, Eingiebung von Forderungen. 21
Pollak, jetzt Georgenkirchstr. 24, II., Auch Sonn- u. Feiertags geöffnet.
 Das Rechtsbüreau eines Igl. preuss. Anwaltsrichters a. D. Alte Jakobstr. 109, 2 Tr., ertheilt gewissenhaft Rath und Hilfe in allen Angelegenheiten. Für Unbemittelte unentgeltlich u. gratis. 79
Meyer's Lexicon, wissenschaftl. Wörter, Brehm, Weltgeschichten kauft A. Hannemann, Kochstraße 56. Fernsprecher 10 4027. 75
Roh-Tabak sämtlicher Sorten.
 Größte Auswahl, billigste Preise.
G. Elkhuysen, Mühlstr. 10.

Kaiser-Panorama.
 Passage 1 Str., v. 9 M. bis 10 M.
 Diese Woche: 1. Reise auf der Insel Hügen. 2. Wanderung d. Rußland.
Hertha-Reise. Eine Reise 20 Pf., kind nur 10 Pf., Abonn. 1 M.
Kantsch-Stempel, Monogr. u. Sign.
 Schablonen, Inschriften. 83
G. Guttman, Brunnenstr. 9.

Jede Uhr unter Garantie kostet bei mir (außer Bruch) **1,50 Mk.**
 Kleine Reparaturen entsprechend billiger.
Uhren, Gold- u. Silberwaaren
C. Wunsch, Hauptstr. 38, am Oranienplatz.
Kohltabak A. Goldschmidt, Spandauerbrücke 6, am hiesigen Plage bekanntlich Größte Auswahl. Garantiert scharf brennende Tabake. Streng reelle Bedienung, billigste Preise! Sämtliche im Handel befindl. Kohltabake sind am Lager.
A. Goldschmidt, Spandauerbr. 6, am Lade'schen Markt. [748]
Kinderwagen. Das gr. Lager Berlins
Andreasstr. 23, H. P.

Guorabräu
 25 Flaschen 3/10 Liter 3 Mark-30
 sowie in Fässern von 16 Liter an empfiehlt **Gustav Hering,** Berliner Lagerhof, Gebäude Nr. 3.
Arbeitsmarkt.
 Ramsfells a. Knabenanz, verl. Str. 58
 Walbertstr. 22, 2 Tr.
 Geübte Ramsfells auf bessere Kunden-sachen verlangt Martin, Wienerstr. 17, pt.
 Hierzu eine Beilage.

Ein Riesen-Jopf.

Die Seeschlange, die man Entwurf eines neuen bürgerlichen Gesetzbuches nennt, ist einer Kommission zur weiteren Behandlung übergeben worden, nachdem so und so viele Juristen von Beruf dieselbe schon eine lange Reihe von Jahren in der Behandlung gehabt. Hier wird Arbeit von echt deutscher Gründlichkeit gemacht, die sehr zum Nachtheil des deutschen Professoren- und Gelehrtenstums abtrifft von der Präzision und Gewandtheit, mit der einst die „verkommenen Franzosen“ den Code Napoleon ausgearbeitet haben. Wie viel wir indessen auch am Code Napoleon auszufehen haben, so fürchten wir doch, daß trotz der Zeitverschiedenheit das neue bürgerliche Gesetzbuch des deutschen Reichs hinter ihm zurückbleiben und ihn nur in seinen Schwächen übertreffen wird. Deshalb empfinden wir keine Kummer, daß das „große Werk“ so langsam vorwärts geht, denn was kann da Gutes kommen?

Die neue Kommission ist überwiegend mit reaktionären Elementen besetzt, unter Anderem sind die Herren von Heildorff und von Mantuffel in derselben und die zwei freisinnigen Mitglieder gehören zu den jähmsten, die der „Freisinn“ aufzuweisen hat. Da wird der Entwurf so ziemlich bleiben, wie er war, und die reaktionären Bestimmungen desselben, wie z. B. über die Ehescheidung, werden in vielen deutschen Staaten, wenn sie Gesetz werden sollten, gegenüber den jetzt bestehenden Zuständen eine schlechtere sein. Der ganze Geist des Entwurfs läßt sich dahin zusammenfassen, daß er ein Produkt jener Sucht der herrschenden Klassen ist, sich überall Privilegien für den Besitz einzurichten. Denn der Entwurf ist voll von Beschwernissen für die armen und arbeitenden Klassen und bringt sie gegenüber den Besitzenden vielfach in Nachtheil, wie dies unlängst auch von juristischer Seite eingehend und schlagend nachgewiesen worden ist.

Wir haben von den jüngsten Juristen allerdings auch niemals etwas Anderes erwartet und der Hinzutritt einiger feudalen Junker und Kreuzzeitungs-Mitglieder wird an der Sache wahrlich nichts bessern. Die jüngsten Juristen haben uns noch immer Unheil gebracht, seitdem sie mit dem römischen Recht ins Land gekommen sind, und wenn Herrmann der Cheruskler sich schon mit Recht über den juristischen Jopf beschwert hat — wie jedes Kind in der Schule lernt — so haben wir heute noch mehr Anlaß dazu. Unser Recht ist nicht geschöpft aus todtten Büchern, sondern aus dem frischen Quell des wirklichen Lebens, des Volkslebens.

Dazu wäre erforderlich, daß die Kommission für das bürgerliche Gesetzbuch mit vollständigem Elementen besetzt würde. Von den jüngsten Juristen wird da eingewendet werden, Leute aus dem Volke seien nicht damit vertraut, wie der tausendjährige juristische Jopf geflochten und wie die Schleife an demselben befestigt werden müsse. Ganz recht, aber wir wollen den Jopf auch gar nicht neu geflochten, wir wollen ihn abgeseht haben. Daran dürfen wir allerdings weder in der Kommission, noch im Reichstag hoffen.

Unser Bürgerthum ist in dieser Beziehung völlig mit Blindheit geschlagen. Statt zu erkennen, daß ein neuer Aufbau künstlicher Vorrechte nur die Verwirrung unserer Zeit vergrößern wird, ohne auf die Dauer dem demokratischen und ausgleichenden Zuge, der durch die Welt geht, widerstehen zu können, jammern die guten Leute noch laut, daß der Entwurf zu wenig von jüngsten Juristen bearbeitet wird. Ein Berliner Blatt hat es vorgeschlagen und zahlreiche Blätter fast aller Schattierungen haben es nachgedeutet, daß in der Kommission „das richtige Element“ nicht hinreichend vertreten sei. Die Motivierung dieses echt spießbürgerlichen Jammers ist zu lobbar, um ihrer nicht zu erwähnen; es wird nämlich behauptet, daß die rechtsgelehrten Richter „in täglicher Übung die Vorzüge und Schattenseiten unseres bürgerlichen Gesetzbuches zu empfinden Gelegenheit hätten.“ — Wir hatten bis jetzt geglaubt, das rechtsuchende und angelegte Publikum sei es in erster Linie, das die Vorzüge und Schattenseiten der Gesetzgebung zu empfinden habe. Nun erfahren wir mit einem Male, daß es die armen Herren Richter sind, welche diese „Vorzüge und Schattenseiten“ auf sich nehmen müssen, und das ist um so trauriger, als ja die Schattenseiten in unserer Gesetzgebung so sehr überwiegen. Selbstverständlich erwächst da die eilige und unabwiesbare Pflicht, es den Herren Richtern angenehmer zu machen und das bürgerliche Gesetzbuch ganz nach ihrem Belieben einzurichten. Sie wissen natürlich am Besten selber, was ihnen behagt, und da kann man nichts Zweckmäßigeres thun, als den Herren Richtern selber es auch zu übertragen, daß sie sich so warm und so weich als möglich betten in dem neuen Gesetzbuch. So argumentirt der Phylister, der hinter-

her dann nicht genug, mit der Faust in der Tasche, raisonniren kann, wenn ihn zufällig einmal selber die Widerhalten fassen, deren Einsetzung er so großmüthig angerathen.

Nein und tausendmal Nein! Was in der Kommission fehlt, ist nicht die Verstärkung des richterlichen, sondern des volkstümlichen Elements. Was wir zu einem guten und zeitgemäßen bürgerlichen Gesetzbuch zuerst zu fordern haben, ist, daß die richterliche Gewalt genau abgegrenzt und festgesetzt und nicht, daß ihrem freien Ermessen noch mehr Spielraum geschaffen werde.

Wir sagen diesen Herren voraus, daß sie pro nihilo arbeiten. Denn unsere Zeitverhältnisse sind so weit vorgeschritten, als daß man beliebig die Interessen der großen Masse aus der Gesetzgebung ausschließen kann. Das geht für den Augenblick, aber nicht für die Dauer. Was da geschaffen wird, wenn der Geist weiter waltet, unter dem man begonnen, kann nicht von Bestand sein gegenüber der wachsenden Macht der Arbeiterklasse.

Der Geist veränderten Gelehrtenstums und einseitigen Korps-Burschenthums, der aus dem Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs uns anweht, beweist nur, wie wenig die herrschenden Klassen fähig sind, den Geist der Zeit zu erfassen.

Korrespondenzen und Parteinachrichten.

Breslau. Die Vertrauensmänner der beiden Breslauer Wahlkreise fordern zur Beschickung eines schlesischen Provinzial-Landtages auf, der am 1. Februar in Breslau stattfinden soll. Als Tagesordnung wird in Vorschlag gebracht:

1. Die schlesische Parteiorganisation.
2. Unsere Agitation in der industriellen, ländlichen und bergmännischen Bevölkerung.
3. Unsere Parteipresse.
4. Besondere Anträge.
5. Verschiedenes.

Das einleitende Referat zur Tagesordnung des Parteitagcs hat Frhr Kunert übernommen.

Die Genossen werden aufgefordert, wenn möglich, in öffentlichen Versammlungen Delegirte zu wählen, die sofort ihre Adresse an die Unterzeichneten einzuwenden haben. Starke Beteiligung bei der ungewissen Wichtigkeit der Tagesordnung und der großen Bedeutung eines solchen Parteitagcs für unsere Provinz, besonders der ländlichen Bezirke, ist dringend erwünscht.

Während der Feiertage haben die Genossen Kunert, Kühn und Max Baginski zahlreiche Versammlungen in Schlesien abgehalten, die sämmtlich zahlreich besucht waren und sehr günstig verlaufen sind.

Widloch (Kreis Saarbrücken). Der aus dem Gefängnis heimkehrende Bergmann Warten wurde von seinen Berufsgenossen in festlichster Weise empfangen.

Köln a. Rh. Eine Versammlung von Arbeitslosen tagte am 31. Dezember, Vormittags 10 1/2 Uhr, im „Schwanen“. Dieselbe wurde durch einfaches Plakat bekannt gegeben, und doch war der Saal dicht gefüllt; ja, wir sind überzeugt, der größte Saal Kölns hätte die Arbeitslosen nicht alle zu fassen vermocht. In dieser Versammlung entrollte der Maurer Holz in mehr als einstündiger, meißelhafter, oft von Beifall unterbrochener Rede ein Bild von den Ursachen und Wirkungen des herrschenden Elends. Nach eingehender Diskussion folgte die Versammlung folgende Resolution:

Resolution:

„Die heute, Mittwoch, den 31. Dezbr. 1890, Vormittags seit 11 Uhr, Thieboldsgasse 112 im Saale des Herrn Michels tagende zahlreich besuchte Versammlung von Arbeitslosen Kölns erklärt sich mit den Ausführungen der Redner im Wesentlichen einverstanden, sie konstatirt eine ungewöhnlich große Arbeitslosigkeit, von der Tausende von Mitbürgern erfaßt sind, eine Arbeitslosigkeit, hervorgerufen theils durch die übergroße Arbeitszeit der noch in Arbeit Beschäftigten, theils durch den ungemein harten, andauernden Winter, andererseits dadurch, daß die Träger der bestehenden Klasse, der fast alle Produktionsmittel zugehören, nicht die gesetzliche Pflicht haben, für ausreichenden Verdienst der beschäftigten Massen zu sorgen. Das öffentliche Interesse erfordert, wenn nicht von den Großindustriellen u. s. w. durch Schaffung von Arbeit zur Abhilfe des Nothstandes geschritten wird, daß die Stadtverwaltung und andere Behörden durch schleunigt angeord-

wandte. Er suchte ihre Hand zu fassen, aber Agnes entzog sie ihm.

„Vergebt,“ sprach er stotternd, „daß ich anders spreche und ihue, wie die Menschen vom gewöhnlichen Schlag.“

„Ihr haltet viel auf Euch,“ sprach Agnes etwas spöttlich.

„Wohl,“ sprach der Doktor, „das darf ich auch.“ Seine Stimme ward sicherer. „Dum mach ich keine Ausrede. So viel hab ich gehört von Eurer Tugend, von Eurem Geist und Muth, daß Euer Bildniß längst mein Herz erfüllt. So vernehmet denn: Doktor Eucharis Steinmey will Euch als sein ehelich Gemahl in sein Haus führen.“

Agnes fuhr zurück. „Ihr seid ein seltsamer Freierwerber,“ sagte sie.

„Ihr seid nicht wie Andere und ich bin es auch nicht,“ bemerkte der Doktor mit einem funkelnden Blicke.

„Die Zeitläufte sind nicht nach einer Heirath angethan,“ wich Agnes aus.

„Und warum nicht?“ rief er. „Ich habe meinen Frieden mit den Herren gemacht, heimlich und verschwiegen. In meinem Hause seid Ihr geborgen; ich stehe in des schwäbischen Bundes Schutz. Agnes, seid vernünftig und gut, werdet die Meine!“

Er wollte sie an sich ziehen, aber sie entwand sich ihm.

„Ich liebe Euch nicht!“ sagte sie.

In des Doktors Augen flammte urplötzlich eine so wilde Leidenschaft auf, daß Agnes erschrak.

„Ach,“ sprach er mit vibrierender Stimme, „Ihr liebt einen Andern. Ich weiß, man hat mir berichtet, Ihr trüget eine heimliche Liebe zu diesem Florian Beyer in Euch und seid darum nach Würzburg gekommen. Aber er ist wohl groß gegen Euch gewesen, dieser ungehobelte Herr Florian; ich weiß, er mag die Weiber nicht im Krieg.“

„Schweiget!“ rief Agnes.

„Nein, mein Tänklein,“ sprach der Doktor mit wilder Erregung, „nein, ich schwoige nicht. Du mußt mein werden. Schlag Dir diesen Florian Beyer aus dem Kopf; der ist

nete öffentliche Arbeiten dem augenblicklich herrschenden Elend entgegenzutreten.“

Die Versammlung beauftragte das Bureau und die Referenten der Versammlung, Franzen, Niehues, Werber und Holz, dem Oberbürgermeister von Köln und dem Stadtverordneten-Kollegium die Resolution zu übermitteln.

Das Komitee begab sich zum Oberbürgermeister, der die Abgesandten verträufelte. Hoffentlich werden sich die städtischen Behörden ihrer Pflicht berouht, hier Abhilfe zu schaffen. Die Noth ist so groß, daß sie dringend Einderung braucht.

Aus Sachsen sind wieder eine Anzahl Siege bei den Gemeinderaths-Wahlen zu melden, so entfielen in Schöna von 216 abgegebenen Stimmen 116 auf unsere Kandidaten, in Rostock wählten die Unanfassigen mit 57 gegen 51 Stimmen die von uns aufgestellten Männer. Bei den Anfassigen fehlten uns nur zwei Stimmen zur Majorität. In Gelsenau wählten die Hausbesitzer mit 121 gegen 80 Stimmen Sozialdemokraten. Die Unanfassigen gaben 293 sozialdemokratische und nur 96 antisozialistische Zettel ab. In Geseau siegten wir bei den Unanfassigen.

In Strambach siegten alle sozialistischen Kandidaten, so daß der dortige Gemeinderath eine sozialistische Zweidrittel-Majorität besitzt.

Kleinig, den 2. Januar 1891. Der Kampf mit geistigen Waffen gegen die Sozialdemokratie wird auf dem platten Lande mit allen möglichen und unmöglichen Mitteln geführt, am heftigsten aber da, wo es wenig oder gar keine Sozialdemokratie giebt. So versucht man es in neuerer Zeit mit einer Broschüre, betitelt: Der Sozialdemokrat kommt! herausgegeben von einem alten Dorfpfarrer, welcher sich aber Scheit seinen Namen zu nennen, hier und auch an andern Orten den Leuten Furcht vor dem rothen Gespenst zu machen. Die Menge von Verdrehungen, Lügen, Verläumdungen, Entstellungen u. s. w., welche in diesem Büchlein enthalten sind, sollte man doch kaum für möglich halten. Die katholischen Pfaffen thun natürlich ihr Möglichstes, um dieser Pestilenz Eingang in die christlichen Familien zu verschaffen, und diese so vor den bösen Sozialdemokraten zu bewahren, und den seltenen Thurn des Jentums vor dem drohenden Fall zu schützen. Aber es geht vorwärts, trotz alledem! Immer mehr und mehr Anhänger schaaren sich um das rothe Banner der Sozialdemokratie; immer mehr und mehr drängt sich den unteren Schichten des Volkes die Erkenntniß auf, daß sie keinen Schutz hinter den Gelschaden der besitzenden Klassen zu suchen haben, und sie sehen sich die Leute an, welche ihnen jederzeit den Fuß in den Nacken setzen, um ihre niederen Gelüste zu erfüllen, und ihre Sonderinteressen zur Geltung zu bringen. Dies kann uns nur nützen. Man sieht eben, wie von allen Seiten Propaganda für unsere Sache gemacht wird, wir werden das Uebrige thun, der deutsche Michel hat sich nach der Reichstagswahl nicht wieder schlafen gelegt, und daß er es nicht thut, dafür zu sorgen, soll unsere größte Pflicht sein.

Lokales.

Die Ausführung des Alters-Versicherungsgesetzes beginnt mit größeren Schwierigkeiten als allgemein bekannt ist. Eine eigenthümliche Mittheilung über die erste Herstellung von Quittungsmarken machte in der letzten Sitzung des Vereins der Berliner Weißbier-Wirthe der Redakteur der Orts-Kantienkassette der Gastwirthe, Herr Hildebrandt. Derselbe berichtete, daß die zuerst hergestellten Quittungsmarken nur 47 Felder, für 47 Beitragswochen gehabt haben, er selbst habe eine solche Quittungsmarkte in der Hand gehabt. Nachdem dann der Irrthum erkannt worden, sei der Borrath kassirt und eingestampft und ein Neudruck von Karten mit 52 Feldern, für 52 Beitragswochen, veranstaltet worden. (1)

Daß die Wahl des Ausschusses der Alters-Versicherungsanstalt Berlin zum Theil auf gesetzlich nicht wählbare Personen gefallen ist, haben wir schon mitgetheilt, jedoch der Grund der Ungiltigkeit dieser Wahlen nicht erwähnt. Die Ungiltigkeit folgt aus § 52 des Alters-Versicherungsgesetzes. Nach dem genannten Paragraphen werden solche versicherte Personen, welche zugleich eine versicherungspflichtige Person beschäftigen, für die Wahl des Ausschusses, des Schiedsgerichts u. nicht den Arbeitnehmern, sondern den Arbeitgebern beigezeichnet. Der Gesetzgeber hat bei diesen Paragraphen wohl nur die Hausindustriellen im Auge gehabt; es kann indeß kein Zweifel darüber

ein verlorener Mann. Du bist verstoßen von Deinem Vater; ich biete Dir eine Heimath, ein Leben der Ruhe und des Glückes. Eucharis Steinmey bietet sich nicht leicht an; dann läßt er sich aber auch nicht verschmähen.“

Agnes ward unheimlich zu Muth.

„Mädchen,“ fuhr der Doktor fort, „wenn Du mir diesen Florian Beyer vorzögest, so müßte ich dafür sorgen, daß er vom Teufel geholt würde.“

„Das thätet Ihr!“

„Ja, das könnte ich, denn ich liebe Dich, und Du mußt die Meine werden.“

Er mußte kaum mehr, was er sprach, so schüttelte ihn die Leidenschaft. Agnes lauschte ihm gespannt.

„Warte nur,“ knirschte er in sich hinein, „Du sollst mit keinen Stein in den Weg werfen, edler Florian!“

Ein Strahl tödtlichen Hasses blitzte aus seinen Augen.

„Was sagt Ihr da?“ frag Agnes.

„Nichts,“ meinte er, „als daß Du mir bestimmt bist und daß ich Dich nicht lassen will. Sage nun Ja oder Nein!“

Agnes blickte vor sich nieder; dann sprach sie: „Ich kann in diesem Augenblick weder Ja noch Nein sagen!“

„Wenn ein Anderer“ — knirschte der Doktor.

„Ich bitte um Bedenkzeit bis morgen früh,“ sagte Agnes ruhig.

Des Doktors Augen leuchteten auf.

„Und ich kann hoffen,“ sagte er hastig.

„Ihr könnt hoffen. Nun aber gestattet, daß ich mich zur Ruhe begeben.“

Sie huschte hinaus.

Der Doktor goß sich seinen Schuppen voll und stürzte den Jubel auf einmal hinunter.

„Das war eine stürmische Werbung,“ murmelte er.

„Aber sie wird mein und wenn die Alten abgehen, so wird auch der Reichthum derer von Babel an mich kommen. Ja, man muß seine Sache nur verstehen!“

Er sah selbstgefällig an sich nieder; dann suchte er der

Rothenburg Tage.

Roman aus der Zeit des großen Bauernkrieges von 1525.

Von Wilhelm Bloz.

(28. Fortsetzung.)

„Elder!“ rief Agnes.

„Sie brachen die Wagenburg auf,“ fuhr der Doktor fort, „und ließen ihr Geschütz stehen; sie hielten die Ordnung ein und strebten nach dem nahen Wald. Aber da fielen von beiden Seiten die Reissigen in sie und sie fielen auseinander. Ja, die Reissigen sind der Bauern Tod. Es war wie eine Schweinehege, an die achtausend sind erstochen worden.“

„Gräßlich!“ murmelte Bärchen.

„Und so sehet Ihr,“ sprach der Doktor, „daß der Bauern Sach verloren ist. Der Truchsch zieht mit gewaltiger Heeresmacht aus Würzburg heran. Gestern Abend war gen Süden der Himmel geröthet; das waren die Dörfer um Königshofen, welche die Wüandischen angezündet.“

„Das ist ja ein unmenschlich Morden und Brennen,“ sprach Agnes.

„Morden und Brennen“, echote der wein- und schlaftrunkene Grumbach. Agnes sah ihn verächtlich an.

„Die Franken können gegen den Truchsch das Feld nicht halten. Da heißt es sich nun ducken und den Kopf salbiren, auf daß ihn nicht der Henker nimmt,“ sagte der Doktor. „Ich bin nicht so trübsig wie Herr Florian Beyer von Geyersberg. Der wird schwer thun.“

Bärchen entzündete sich; gleich darauf erhob sie sich und schützte Kopfweh vor, um sich zu entfernen. Das arme Ding konnte nicht anhören, wie so von seinem Geliebten gesprochen wurde.

Grumbachs Kopf war schwer auf den Tisch gesunken; die Dünste des Weines hatten den Ritter überwältigt und er schnarchte laut. Doktor Eucharis beherrschte sich besser; aber aus seinen Augen sprühten die wilden Flammen des Weines und der Leidenschaft, als er sich nun an Agnes

bestehen, daß nach seiner Fassung auch z. B. ein Arbeiter, welcher ein Dienstmädchen hält, als Arbeitgeber gilt. Der ein Dienstmädchen hält, kann also nicht Vertreter der Arbeitnehmer im Ausschusse sein, und wer nach seiner Wahl als Vertreter der Arbeitnehmer im Ausschusse ein Dienstmädchen mietet, wird gleichzeitig unfähig, als Vertreter der Arbeitnehmer im Ausschusse zu fungieren. Wenn nun (wie in den Blättern berichtet wurde) die Wahlen der Vertreter der Arbeitnehmer im Ausschusse der Versicherungsanstalt Berlin zum Teil auf solche „Arbeitgeber“ gefallen sind, so sind diese Wahlen ungültig und es werden demnächst Neuwahlen stattfinden müssen.

Die Mitglieder der Post-Krankenkassen — derselben gibt es 40 im Reich — werden von dem Gesetze nicht mit den Mitgliedern der Orts-, Innungs- u. Krankenkassen, sondern mit denen der freien Hilfskassen gemeinsam behandelt; die Absicht aber ist dies sicher nicht gewesen.

Voransichtlich werden sich der Schwierigkeiten, Unklarheiten, Lücken und unbeabsichtigten Konsequenzen noch mehr herausstellen.

Die Ueberfüllung der Klassen in den Gemeindefschulen wurde in der letzten Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung bei der Beratung des bekannten Antrages Stadthagen von dem Stadtschulrat vertraut bestritten. Die Klassenzimmer seien im Gegenstich so groß und geräumig, daß von einem „Zusammenpressen“ der Kinder keine Rede sein könne.

Wenige Tage vor der betreffenden Sitzung war in verschiedenen Blättern eine statistische Zusammenstellung über die Platzverhältnisse in den Gemeindefschulen veröffentlicht worden. Danach sind in 3153 besetzten Klassen 91 261 Knabenplätze und 95 161 Mädchenplätze, zusammen 186 422 Plätze vorhanden. Befreit waren am 1. November 1890 85 577 Knabenplätze und 87 935 Mädchenplätze, zusammen 173 512 Plätze. Also überbleiben als unbesetzt übrig 6684 Knabenplätze und 7209 Mädchenplätze, zusammen 12 893 Plätze.

Daß diese Zusammenstellung gerade noch zu rechter Zeit bekannt gemacht wurde, ist schwerlich als ein Zufall anzusehen. Es sollte augenscheinlich „zur Verhütung des Publikums“ schon vorher der Beweis geliefert werden, daß „von einem Zusammenpressen der Kinder keine Rede sein könne.“ Auf diese Weise wollte man den zu erwartenden Ausführungen des Stadtschulrathes, denen man nicht ohne Beforgnis entgegen sah, von vornherein die Spitze abbrechen und ihre Wirkung auf das Publikum verhindern. Mancher mag beim Lesen der obigen Zusammenstellung in der That darüber gesauert haben, daß in den Berliner Gemeindefschulen noch so „kolossal viel“ Platz vorhanden ist. Vertheilt man aber die 12 893 unbesetzten Plätze auf die 3153 Klassen, so erhält man im Durchschnitt pro Klasse — vier Plätze. Diese an sich schon außerordentlich geringe Zahl zeigt sich erst in ihrer ganzen Wichtigkeit, wenn man sie mit den 60 Plätzen vergleicht, welche im Durchschnitt in einer Klasse vorhanden sind. Der gewonnene Ueberschuß an frischer Luft zum Atmen und an Raum zu freier Bewegung beträgt gerade ein Fünftel. Diese Zahlen, welche sich aus der veröffentlichten Zusammenstellung durch Berechnung ergeben, hat man nachweislich nicht mit veröffentlicht. Das Publikum sollte eben wieder einmal mit Hilfe des so oft mißbrauchten Satzes „Zahlen beweisen“ — „beruhigt“ werden.

Es gibt zwar Klassen, in denen noch mehr als 4 Plätze unbesetzt sind, aber dafür gibt es auch solche, die ganz gefüllt sind. Man hat sogar in einzelnen Fällen, namentlich in den untersten Klassen, das Maximum überschritten und bis zu 75 Kinder in einem Zimmer unterbringen müssen. Die Kinder mußten dann einfach zusammenrücken. Bei den älteren Bänken läßt sich das durchzuführen; bei den neueren, welche in geforderte Höhe getheilt sind, ist es zum Glück unmöglich. Die Schulverwaltung wird diese Ueberschreitungen des Maximums als Ausnahmen, zu denen die Noth des Augenblicks dränge, zu entschuldigen suchen und sich darauf berufen, daß die Schulkinder in allen anderen Fällen ihren Platz von vorgeschriebener Breite erhalten haben. Aber bei der Frage der Ueberfüllung und des „Zusammenpressens“ handelt es sich ja nicht bloß darum, daß alle Kinder sitzen, sondern der Hauptvorwurf richtet sich dagegen, daß die Zahl der Plätze in den Klassen von vornherein zu hoch bemessen wird. Man muß sehr unbedarft sein, wenn man es bei 60 Plätzen überhaupt noch wagt, die Ueberfüllung der Klassenzimmer, deren mäßige Dimensionen ja allgemein bekannt sind, zu bestreiten.

Die Verwaltung hat freilich ihre guten Gründe, die Ungenügsamkeit der Schulklassen nicht zuzugeben. Da die Klassenzimmer, aus Rücksicht auf die Lungenkraft und das Auge des Lehrers, nicht auf in größeren Dimensionen angelegt werden können, so würde die Anerkennung der bestehenden Mängel eine Verminderung der Schülerzahl in den einzelnen Klassen und in Folge dessen eine Vermehrung des Lehrpersonals, also eine Erhöhung der Ausgaben, erfordern. Die Verminderung der Schülerzahl, welche allein eine wirksame Abhilfe zu schaffen vermöchte, würde gleichzeitig auch die Erfolge des Unterrichtes steigern. Aber an dem Geldpunkt ist, bei den niederen, wie auch bei den höheren Lehranstalten, bisher noch jeder Versuch einer ernstlichen Reform gescheitert, ob es sich nun um hygienische oder um pädagogische Maßregeln handelte. Statt die Sozialdemokratie durch die Schule bekämpfen zu wollen, sollte man lieber ihre Forderungen auf dem Gebiete des Schulwesens erfüllen.

heftig schnarrenden Grumbach zu wecken. Er füllte ihm seinen Humpen und schüttelte den Schlafenden.
„Auf, alte Kriegsgurgel!“ schrie er. „Hollos, ich glaub', Ihr verschleift die ewige Seeligkeit, so es angeht.“
Grumbach hob endlich das weinschwere Haupt und starrte ihn mit gläsernen Augen an.

„Was wollt Ihr, Doktor Eucharis?“ frug er.
„Sprechen wollt' ich mit Euch von wegen dem Ritter Florian.“ sprach Steinmetz.

„Florian“, lallte Grumbach.
„Da stärkt Euch erst“, sprach der Doktor, dessen Haupt nun selbst schwer wurde, und schob dem Ritter den Humpen hin.

Grumbach trank.
„Der schwäbische Bund überzieht Franken.“ sprach der Doktor; wenn Ihr Euch bei dem Truchseß einen Stein in's Brett setzen könnt, ist's gut.“

„Gut“, murrte Grumbach.
„Wenn Ihr dafür sorgt, daß der oder jener Urfächer der Empörung, todt oder lebendig, in die Hände der Bündischen kommt, so werdet Ihr Euch gut empfehlen und der Bischof wird nicht darnach fragen, daß Ihr vor dem Schloß gelegen.“

„Meinetwegen“, sprach Grumbach, der etwas munterer wurde. „Ich hab' mit dem Wertheimer in der Sturmnacht vor dem Schloß gehalten, um denen im Schloß beizuspringen, wenn's gefährlich würde; so werd' ich sagen.“

„Wohl“, sprach der Doktor. „Darauf stoßen wir an.“
„Sie stießen an und leerten die Humpen.“

„Aber das Mädchen!“ sprach Grumbach. „Die hab' ich zum Sturme vorgeschickt!“
„Die wird meine Frau!“

„Brav gemacht, Doktor! Brav gemacht! Die kann auch nur solch ein Teufelskeil wie Ihr bändigen!“
In diesem Augenblick vernahm man im Nebengewach ein leises Rauschen wie von Frauengewändern.

„Wer horcht da?“ schrie Grumbach und wollte aufstehen, doch er fiel schwer auf seinen Sitz zurück, der alte Krankenwein hielt ihn fest. Der Doktor ging auf schwankenden

Eine drohliche Geschichte aus den „staatlichen Ferien-Kolonien“ erzählt uns Jemand, der kürzlich zu einer zehntägigen Uebung als Reservist nach Frankfurt a. D. eingezogen war. Die zur Uebung Einberufenen erhielten eine Mark als Marschverpflegungsgeld und haben über diesen Betrag denn wohl auch sofort ihre Disposition getroffen. In Frankfurt angekommen, wurde ihnen aber eine aus der Menage gelieferte Mahlzeit vorgesetzt, welche freilich nicht allen behagte, wofür aber bei der nächsten Lohnung 26 Pfennige bei jedem Reservisten in Abzug gebracht wurden. An den folgenden Tagen hatten die Reservisten Gelegenheit, Betrachtungen über die von dem General Vogel von Falckenstein geschickten großen Fleischportionen anzustellen, die besonders am 17. Oktober sehr interessant ausfielen. An diesem Tage gab es nämlich Erbsen mit Speck und — Käfern; von letzterer Fleischspezial wurden in einzelnen Käpfen je 30 bis 40 Exemplare gezählt, die alle fein säuberlich mitgefressen waren. Der Küchenunteroffizier, unter dessen Aufsicht diese appetitliche Mahlzeit dargelegt war, erklärte einfach, wer nicht essen will, wisse ja, was er zu thun habe. Eine Kompanie wies das Essen zurück; dasselbe wurde aber von den übrigen zu bespeisenden 300 Mann mitaufgegessen. Die Schuld an den nicht auf dem Speisezettel stehenden Käfern sollte der Erbsenlieferant tragen. Doch konnte man ihm böse Absicht oder Nachlässigkeit nicht nachweisen, da die Käfer angeblich erst beim Kochen aus den Erbsen hervorgekommen waren. Beim nächsten Abgang wurde den Mannschaften mitgeteilt, daß die Angelegenheit dem Bataillon gemeldet worden sei; doch hatten die Reserve-Ferienkolonisten bis zu ihrer Entlassung noch keinen Aufschluß darüber, wie das Bataillonskommando über die Vergrößerung der Fleischrationen durch 30 bis 40 Käfer dachte; der Herr Regimentskommandeur entließ die Leute mit der jezt bei solchen Anlässen üblich werdenden Rede auf den „inneren“ Feind, den jeder Soldat neben dem äußeren Feinde zu bekämpfen habe. Wenns aber wieder Erbsen mit Speck gäbe, dann können sich die Leute auch noch zum Kampf mit dem „inneren Feinde der Erbsen“ rüsten, eine Nothwendigkeit, die den Mannschaften viel besser einleuchtet wird, als mysteriöse politische Andeutungen, die am besten möglichst bald aus den Reden der Herren Kommandeure ganz verschwinden sollten, wenn nicht das Gegenheil von dem erzielt werden soll, was die Herren bezwecken.

Eine energische Agitation behufs Aufklärung der noch indifferenten Wählermassen — der Kreis ist hauptsächlich von einem dem Untergange nahen Kleinbürgertum bewohnt — beabsichtigt der Wahlverein des 5. Berliner Reichstags-Wahlkreises im neuen Jahre zu entfalten. Begonnen wurde der Aufklärungskampf am letzten Sonntag mit der Vertheilung eines Flugblattes: „An die Wähler des fünften Wahlkreises“, in welchem die Wähler aufgefordert werden, recht fleißig die sozialdemokratischen Versammlungen zu besuchen und die Arbeiterpresse und Literatur zu lesen. Die Genossen des Wahlkreises sowie auch zahlreiche aus anderen Bezirken hatten sich pünktlich am Sonntag Morgen an den Ausgabestellen eingefunden und gingen rüstig ans Werk, so daß in kürzester Frist sämtliche Flugblätter sehr gut vertheilt waren. Leider stellte sich jedoch heraus, daß die Zahl derselben, 15 000, lange nicht ausreichten, um den gesammten Kreis damit zu belegen.

Ein imposanter Leichenzug bewegte sich am vergangenen Sonntag von der Sorauerstraße aus nach dem Emmausfriedhofe in Brix. Wiederum hatte der unerbittliche Tod einen unserer braven Genossen frühzeitig dahingerafft. Der Maurer August Sommerfeld, unter dem Beinamen Waldemar unter seinen Kollegen allgemein bekannt, war im verflochtenen Frühjahr benallich an der Lunge erkrankt und in der Nacht zum ersten Weihnachtstages im Alter von 33 Jahren verstorben. Die Beerdigung sollte am Sonntag Nachmittag 1/2 Uhr stattfinden. Die schneidige Kälte erlaubte es nicht gut, längere Zeit vorher auf der Straße zu verweilen, und es hatte daher den Anschein, als würde die Beerdigung an dem Begräbniß keine allzu große sein. Kaum war jedoch die angegebene Zeit herangerückt, so wurde es mit einem Male lebendig auf der Straße und zahlreiche Teilnehmer formirten sich schnell zu einem langen Zuge. Die Erschienenen hatten sich jedensfalls noch im letzten Moment in den in der Nähe gelegenen Lokalen erwärmt. Etwa eine Viertelstunde später wurde der Sarg aus der Wohnung getragen, unter den Wehklagen der von außerhalb herbeigeeilten Mutter des Verstorbenen, und der großartige Zug setzte sich in Bewegung. „Was würde mancher reiche Mann darum geben, wenn er wüßte, daß ihm ein solcher Leichenzug zu Theil würde“, diese und ähnliche zutreffende Aeußerungen hörte man verschiedentlich. Trotz der Kälte bleiben alle Nachfolgenden auch außerhalb der Stadt im Zuge, den sich auf dem Wege zum Friedhof immer mehr Genossen anschlossen, so daß es weit über 1000 Personen waren, welche dem Verstorbenen das letzte Geleit gaben. Es war ein erhebender Anblick, wie die klare Winter Sonne ihre Strahlen auf die mächtigen Kränze mit ihren rothen Schleifen und Goldfransen niedersandte. Auf dem Friedhofe traten die Theilnehmer auf den langen Mittelweg des Begräbnißplatzes und bildeten Spalier, während der Sarg zum Grabe getragen wurde, und eine kleine Kapelle einen Trauer-Choral ertönen ließ. Ein anwesender Gesangverein stimmte sodann ein Trauerlied an, worauf die Deputirten der verschiedenen Vereine ihre Kränzspenden mit kurzen, würdigen Ansprachen auf den über der offenen

Beinen und stieß die Thür auf, die nur angelehnt war. Er sah Niemand.

„Vielleicht war's so ein altes Klapperbein von einer Ahnfran, die im Grab keine Ruhe finden kann.“ brummte der Burgherr.

Sie tranken sich zu und endlich überwältigte der Wein auch den Doktor. Er wollte sich den Humpen noch einmal füllen, aber da that er einen Fehltritt und stieß den Krug um, so daß das köstliche Getränk über den Boden hinspö. Dann sank er schwer auf einen Stuhl und sein Haupt ruhte bald auf dem Tische. Er schnarrete mit Grumbach um die Wette. Die Leuchte ging aus und durch die runden kleinen Fensterscheiben fielen dünne Mondstrahlen hinein; die spiegelten sich in dem Silber der Humpen und in dem Wein, der auf dem Boden floß.

Mit schweren Köpfen waren die beiden Becher aufgewacht; wüß und verlorst sahen sie drein. Bärchen brachte ihnen den Morgentrunf.

„Wo ist eure Base?“ sprach der Doktor, „ich hätte mit ihr zu reden!“

„Ich hab' sie noch nicht gesehen“, sprach das Burgherrlein, „aber ich gehe sie zu holen.“
Bärchen enteilte.

„Offentlich wird mir eure Base das Jawort geben“, sprach der Doktor, „mir schien, als hätte sie sich in den Ritter Florian verquadt.“

„Der kann Euch nicht gefährlich werden“, sprach Grumbach, „denn der ist, im Vertrauen gesagt, mit meiner Schwester verlobt.“

„Der Tausend!“ rief der Doktor, „aber das ist ein gefährlicher Schwager, den müßt Ihr Euch wohl oder übel vom Halse schaffen.“

„Hab' auch schon daran gedacht“, sprach Grumbach. „Wenn mir's nur nicht so dumpf wär' in meinem Kopf! Aber sprecht zu Niemand von der Sache!“

Bärchen kam und meldete, Agnes sei verschwunden; sie sei in aller Frühe ausgeritten.
„Tod und Teufel!“ rief Grumbach, „welcher Esel von Wächter hat sie denn hinausgelassen?“

Grust niedergelegten Sarg legten, der sodann eingeseht wurde. Wir bemerkten unter Anderem herrliche Kränze mit entsprechenden Widmungen von der „Agitations-Schule Passauer“, von den Gesangvereinen „Südbot“ und „Unverzagt“, „Festlich-Heine“ und „Herzog“, der „Freien Hilfskasse der Bauarbeiter“, ferner die Vertretung des sozialdemokratischen Wahlkreises des vierten Wahlkreises durch einen Stadtverordneten und schließlich einen meterhohen Kranz von dem letzten Arbeitgeber des Verstorbenen. Der ganze Akt vollzog sich ruhig und würdevoll, weil die Polizei durch Abwesenheit glänzte.

Zu spät. Unter denjenigen Genossen, welche in letzter Zeit, als mit den Gesetzen in Konflikt gekommen, in unserer Zeitung unter der Rubrik „Zur neuen Wera“ genannt wurden, gehörte auch der Holz-Bildhauer Oskar Schlepner, nicht Schlegner, wie in der betreffenden Notiz stand. Derselbe hatte sich durch eine in einer Versammlung zu Frankfurt am Main gehaltene Rede eine Anklage wegen Aufreizung zum Klassenhaß zugezogen. Er, der schon längere Zeit druckleidend war, reiste, da sich sein Zustand verschlimmerte, Anfangs November nach Breslau zu seinen Eltern, wo er bald das Bett nicht mehr verlassen konnte. Dort erlag er zirkel acht Tage vor Weihnachten einem Herzschlage. Der Sozialismus verlor in ihm einen seiner treuesten und gebildetsten Anhänger unter den Handarbeitern. Hierüber herrscht wohl keine Meinungsverschiedenheit unter den Berliner Genossen, welche O. Schlepner während seiner Anwesenheit hier selbst näher kennen gelernt haben. Er starb als ein Opfer von ihm bekämpften Gesellschaft. Kaum drei Stunden nach erfolgtem Tode kommt zu den in Schmerz aufgelösten Angehörigen Schlepners ein Schutzmann — der den Verstorbenen verhaftet wollte. Der Diener des Befehles mußte, ohne seinen Auftrag erfüllt zu haben, die Wohnung wieder verlassen. Dem Tode gegenüber hatte die „Strafende Nemesis“ ihre Macht verloren; für diesmal kam sie — zu spät.

Genoije Felix Witkowski, der bekanntlich kürzlich aus dem Gefängnis entlassen wurde, sagt auf diesem Wege noch nachträglich allen Freunden und Genossen, die bei seiner Entlassung aus Ploßensee sich so zahlreich versammelt und eine so großartige Manifestation veranstaltet hatten, seinen herzlichsten Dank. Der Gesundheitszustand des Genossen Witkowski hat ihm nicht früher erlaubt, dieser Pflicht nachzukommen.

Die Lokalkommission Charlottenburgs erwidert auf die Verächtigung der Kaiserbrauerei, daß ihr von dem Miether des Saales die Antwort zutheil wurde, daß dieser sich in einigen Tagen werde Eigentümer nennen können, da er das Grundstück, welches den Saal enthält, käuflich erworben habe, und nur noch auf die Papiere vom Gericht warte. Wichtig ist, daß der Saal für eine Entschädigung zur Verfügung gestellt wurde, doch wissen die Herren sehr gut, daß die Lokalkommission nicht im Stande ist, 50 Mk. für den Saal zu zahlen. — Solchen Manipulationen gegenüber wiederholt die Charlottenburger Lokalkommission die Aufforderung, das Bier der Kaiserbrauerei, Sophien-Charlottenstraße 92, nicht früher zu trinken, und das Lokal von Krause zu meiden, bis der Saal zu Arbeiterversammlungen unentgeltlich zur Verfügung steht. An die Berliner Lokalkommission sowie an sämtliche Parteigenossen ergeht die Bitte, die Charlottenburger Lokalkommission in diesem Bestreben zu unterstützen.

Die neue Polizeiverordnung, betreffend die Desinfektion bei Tuberkulose, ist von einschneidender Bedeutung für viele Kreise. Durch die Verordnung wird die für andere Infektionskrankheiten bestehende obligatorische Wohnungsdesinfektion und ärztliche Meldepflicht auf die Hauptfälle der Tuberkulose ausgedehnt. Nur die städtischen Desinfektoren sind jezt befugt, rechtsgültige Wohnungsdesinfektionen vorzunehmen. Täglich sind acht große Wagen unterwegs, in denen die Gegenstände aus den Wohnungen nach der Anhaft gebracht werden. Angestellt sind hundertzwanzig Desinfektionsaufseher und hundertzwanzig Desinfektoren. Nach der neuen Verordnung wird die Wohnungsdesinfektion ausgedehnt auf alle Erkrankungen und Sterbefälle an Lungen-, Kehlkopf- und Darmtuberkulose, welche in dem öffentlichen Verkehr dienenden Aufsenhalts-Einrichtungen vorkommen. Zur Desinfektion verpflichtet sind auch die Unternehmer von Privat-Krankenanstalten, sowie die Besitzer und Leiter von Hotels, Gasthöfen und Herbergen. Kurgäste welche derartige Kranke dorthin behandeln oder von dort übernehmen, sind verpflichtet, der Sanitätskommission binnen 24 Stunden Anzeige zu machen. Die Sanitätskommission ist in der Person des Geh. Rath Bistor. Wie der Geh. Ober-Regierungsrath Spinola in der „Gesellschaft der Charitee-Kurgäste“ mitgeteilt hat, wollte das Polizeipräsidium die Anzeige- und Desinfektionspflicht ursprünglich auf alle Fälle von derartiger Tuberkulose ausdehnen, auch auf die in Privatwohnungen, und erst nach dem lebhaften Widerspruch der Deputation für öffentliche Gesundheitspflege nahm die Behörde von dieser extremen Ausdehnung Abstand und beschränkte sie auf die dem öffentlichen Verkehr dienenden Aufsenhaltseinrichtungen. Nicht desinfiziert zu werden braucht in Fällen von Hirn-, Knochen- und Hauttuberkulose, weil man annimmt, daß hier das Verstäuben der Bazillen in

„Ich weiß nicht“, antwortete Bärchen bestürzt.
„Die hat uns behorcht und wir haben im Rausch geplaudert. Das macht der alte Frankenstein.“
Der kluge Doktor Eucharis Steinmetz schnitt in diesem Augenblick ein sehr dummes Gesicht.
„Ihr könnt hoffen, hat sie zu mir gesagt“, stammelte er.
„Ja, das könnt Ihr auch bis an Euer selig End“, sagte Grumbach grimmig. „Die ist's ins Lager nach Würzburg geritten. O, die Weibslente!“

Das Schloßlein von Ingolstadt.
Es brechen Eisenherzen
Am Donnersturm der Schlacht;
Der Freiheit leuchte Kerzen
Verlöschen in der Nacht.

Zu Würzburg ging Alles drunter und drüber. Schreckensvolle Nachrichten kamen herein. Der Bauernhaas von Mergentheim ritt schweißtriefend in Heidingsfeld ein und erzählte das Unglück von Königshofen. Aber man glaubte dem Unglücksboten nicht, dann kamen noch Andere, die brachten Kunde, der helle Haufe siche noch unbesiegt im Taubergrund, aber der Truchseß sei hart an ihm. So beschloß man, den christlichen Brüdern an der Tauber schleunigst Hilfe zu bringen und stark für und fort zu ziehen.

Aber schon war die Muthlosigkeit Herr geworden und die Hauptleute dachten nun erst mit Schrecken daran, daß das Landvolk mit seinen einfachen und schlechten Wehren wohl kaum im Stande sein werde, den wohlgepanneten Fährlein besten Kriegsvolls und den Reissigen, die der Truchseß daher führte, im offenen Felde zu widerstehen. So sehr hatte der Aufsenhalt in dem lustigen Würzburg die Ueberlegung verdrängt. Man ließ umschlagen und werden; sogar die Geistlichkeit sollte herangezogen werden zum Wasserdienst. Sie machte sich los, indem sie fünfzig freie und wohlbewaffnete Knechte stellte. Hundert Domestiken, die Blüthe der studirenden Jugend, stellten sich freiwillig; sie waren durch die feurigen Reden des Paters Ambrosius zu solchem Entschlusse begeistert worden.
Da rüdten auch die Fährlein aus dem Uischgrund ein.

schädlicher Weise nicht vorkommen kann. Denn im § 1b auch Pensionate, Chambres garnies und Schlafstellen genannt sind, so ist durch eine authentische Auslegung festgestellt, daß diese Lokale nur dann unter die Verordnung fallen, wenn sie in größerem Umfange betrieben und als dem öffentlichen Verkehr dienend angesehen werden können.

Geradezu ungläubliche Zustände herrschen, wie von verschiedenen Seiten mitgeteilt wird, gegenwärtig bei der strengen Winterkälte auf der Potsdamer Bahn. Fast durchweg verlagert die anfänglich so vielgerühmte Lustheizung, da die von der Lokomotive ausgehenden Schläuche eingefroren und daher unbrauchbar sind. Die Direktion ist aber durchaus nicht bemüht, auch nur halbwegs durch andere Heizmethoden Abhilfe zu schaffen. Alle Beschwerden erweisen sich als fruchtlos. Außerdem machen sich noch weitere arge Unannehmlichkeiten geltend. Der Freitag Abend 9 Uhr 18 Min. fahrplanmäßig abgelassene Vorortzug lief ohne Licht in den Wagen in die Halle, und erst kurz vor der Abfahrt wurden die Koupes erleuchtet. So kam es, daß mehrere Damen in den Frauenkoupes von einem dort eingestiegenen Trunkenbold sehr belästigt wurden.

Einem neuen Geschäftskniff beim Gänsehandel scheint die Kälte gezeitigt zu haben. Eine Predigerwitwe in der Mittelstraße, die ein Pensionat für angehende Theologen unterhält, kaufte am dritten Weihnachtstages in der Markthalle in der Dorotheenstraße eine 17 Pfund schwere Gans. Daß das feiste Thier knochenhart gefroren war, schien bei dem herrschenden Froste erklärlich und war für den Abfluß des Handels kein Hinderniß, weil sich das Fleisch bei der Kälte besser konserviert. Die Gans sollte theils zur Schmalzgewinnung, theils zum Einspölen verwandt werden. Als die Magd sich daran machte, das Thier zu zerlegen, ließ sie im Innern mit dem Messer auf einen harten Gegenstand, der einen heftigen Widerstand entgegensetzte. Die nähere Untersuchung ergab, daß sich in der Bauchhöhle der Gans ein mächtiges Stück Eis befand, das sich genau den Formen der Bauchhöhle anschmiegte. Der losgelöste Klumpen hatte ein Gewicht von netto drei Pfund. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die ausgeschlachtete Gans mit Wasser gefüllt und dann scharfem Froste ausgesetzt worden ist, um das Wasser in Eis zu verwandeln. Daß der Schwindel erdacht wurde, ist lediglich darauf zurückzuführen, daß die Gans in gefrorenem Zustande zerlegt wurde. Wäre dieselbe aufgehängt worden und allmählich aufgetaut, dann wäre das Eis geschmolzen und das Wasser herausgelaufen. Das Ausstopfen der Gans mit Stroh, Papier oder anderen Beschwerungsmitteln ist zwar allgemein bekannt, das Ausfüllen mit Wasser bezw. Eis ist dagegen neu, weil dasselbe nur in einem Winter möglich ist, der so kalt ist, wie der heurige.

Eine gefährliche Schwindlerbande ist vor einigen Tagen dingfest gemacht worden. Seit einiger Zeit besuchten zwei ärmlich, aber sauber gekleidete Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, im Alter von 11 resp. 10 Jahren die Restaurants des Nordens unserer Stadt, um in bescheidener Weise den Gästen ein Schreiben vorzulegen, in welchem das Glend der N.schen Familie in den größten Farben geschildert wurde. Als am Freitag Abend die Kinder wiederum in einem Restaurant in der Essenerstraße Kollette machten, fiel es mehreren Gästen auf, daß zwei Männer, welche kurz vorher in dem Lokal erschienen waren, erklärten, die arme Familie genau zu kennen und natürlich sich an der Geldsammlung beteiligten. Die beiden Fremden verließen dann und nach ihnen die reichlich besetzten Kleinen die Kneipe; einer der Gäste, der nach Hause gehen wollte, bemerkte vor dem Restaurant auf der Straße die Gruppe und sah, wie die Kinder das Geld an die Männer abliefern. Nun folgte der dadurch neugierig Gewordene der Schwindlerbande, welche wenige Minuten später in ein anderes Restaurant eintrat, um hier dasselbe Manöver zu beginnen, diesmal aber mit weit weniger Erfolg, denn der entrüstete Herr deckte den Betrug sofort auf und veranlaßte die Ueberführung der Betrüger nach der nächsten Polizeiwache, wo die Namen derselben festgestellt wurden. Die Kinder waren von den beiden Männern, die in gar keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu ihnen stehen, „gemietet“ und zu dem Betrage abgerichtet worden.

Von einem jähen Tode ereilt wurde am Sonnabend in der 6. Abendstunde der aus Riga kommende, schon längere Zeit in Berlin lebende Baumeister G. Hande, hier in der Kreuzbergstraße 14 wohnhaft. Am Sonnabend Morgen war seine Gattin aus Riga hier angekommen, hatte im Terminus-Hotel in der Friedrichstraße Wohnung genommen und in den Nachmittagsstunden gemeinschaftlich mit ihrem Mann einen jüngeren Verwandten besucht, welcher im Hotel Behrens, welches sich mit dem Café Vauer im gleichen Hause unter den Linden 26 befindet, logierte. Gegen 6 Uhr verließen beide Begleitete das Hotel und ließen die Treppe nach Unten den Linden hinab. Als sie unten im Hausflur anlangten, wurde der Baumeister in dem schmalen Gange, dicht vor der Eingangstür zum Café, plötzlich von einem Derschlage betroffen, welcher seinem Leben sofort ein Ende machte. Der Entsetzte wurde zunächst in einem Hotelzimmer niedergelegt und im Laufe des Abends noch schaffte man die Leiche aus dem Hause. Gestern

bereits traf der telegraphisch herbeigerufene Vater der Frau Hande in Berlin ein. Darüber, ob und welche Familienmitglieder etwa den Verstorbenen kurz vor seinem Ende stark erregt haben und welche Bewandniß es mit dem getrennten Leben der Gatten — er hier, die Frau in Riga — hatte, war nichts in Erfahrung zu bringen.

Ein durch „Fischgrüt“ hervorgerufener Todesfall wird aus dem Norden der Stadt von einer hiesigen Korrespondenz gemeldet. Die Frau des in der Diefenstraße wohnenden Tischlers K. hatte für den Schloßer Karpfen gekauft und das Fischgericht am Nachmittag dieses Tages zubereitet. Beim Abschuppen der Karpfen verletzte sich die Frau mit dem Messer an der linken Hand, doch achtete sie der kleinen Wunde nicht und beendigte ihre Arbeit. Es traten wenige Stunden darauf heftige Schmerzen in der Hand ein, die in der Nacht noch zunahm; der Arm begann zu schwellen, ein hochgradiges Fieber mit Schüttelfrost stellte sich gleichfalls ein, und als endlich am Freitag Abend der Arzt geholt wurde, war es zu spät. Trotz allen Bemühens, Frau K. am Leben zu erhalten, verschied dieselbe am Sonnabend Nachmittag unter den entsetzlichen Qualen.

Berliner Aylverein für Obdachlose. Im verflohenen Monat Dezember 1890 nährten im Männerasyl 6970 Personen, davon badeten 2395 Personen, im Frauenasyl 1192 Personen, davon badeten 89 Personen.

Polizei-Bericht. Am 2. d. Mts. Abends glitt eine Frau beim Betreten des Schlächterladens im Hause Hochstr. 7 auf der vor demselben befindlichen Treppentreppe infolge der Glätte aus und brach den linken Oberarm. — Am 2. d. M. Abends der Maschinenführer Wäcker in der Silberwaarenfabrik von S. Meigen u. Co., Sebastianstr. 20, an der Dampfmaschine das eingefrorene Abflußrohr des Kondensators aufhauen wollte, platzte derselbe und floß dem Wäcker ein Sprengstück gegen den Kopf, so daß er einen schweren Schädelbruch erlitt. Er wurde nach dem Krankenhaus Bethanien gebracht. — Am 3. d. M. Morgens wurde der Portier eines Hauses in der Neuen Friedrichstraße in seiner Stube erhängt vorgefunden. Schwere körperliche Leiden scheinen die Veranlassung zum Selbstmord gewesen zu sein. — Nachmittags führte ein Mann von der unbeleuchteten Treppe des Hauses Grenadierstr. 6 und erlitt bedeutende Verletzungen am Kopf und Arm. — Abends fiel auf dem Schlesischen Bahnhofe ein Mann von der nach dem Tunnel führenden Treppe und wurde am Hinterkopfe so schwer verletzt, daß er nach dem Krankenhaus Friedrichshain gebracht werden mußte. — Zu derselben Zeit führte ein Mann in der Mansteinstraße infolge der Glätte zur Erde und erlitt eine Verletzung am Knie, so daß er mittels Droschke nach seiner Wohnung gebracht werden mußte. — In der Nacht zum 4. d. M. wurde auf dem Bahnhofs Gesundbrunnen zwischen den Gleisen die Leiche eines unbekannt, etwa 30 Jahre alten Mannes mit schweren Verletzungen am Kopfe aufgefunden. Auf welche Weise derselbe verunglückt ist, hat bisher nicht festgestellt werden können. — Am 4. d. M. Morgens wurde dem Schlächterlehrling Wende in der Schlächterei von Rosenitz, Spreestr. 7, beim Zerlegen eines Schweines von seinem Meister ein Finger ganz und ein zweiter zum Theil abgehauen, so daß seine Ueberführung nach der Universitäts-Klinik erforderlich wurde. — Vormittags wurde ein Mann in seiner Wohnung, in der Neuen Königstraße, erhängt vorgefunden. — Nachmittags fiel ein Schuhmann beim Betreten eines Ladens im Hause Grünauerstr. 2 infolge der Glätte zur Erde und brach den linken Vorderarm. — Am 3. und 4. d. M. und in der darauf folgenden Nacht fanden 21 kleine Brände statt; außerdem wurde die Feuerwehr in fünf Fällen infolge Bruchs der Wasserleitungsröhren gerufen.

Gerihts-Beifung.

„Das ist Feger-Karl's Wert“ meinte ein Kriminalbeamter, als er am Morgen des zweiten Oktober v. J. den Schauplatz eines Einbruchdiebstahls in Augenblicke nahm, der im Hause der Nacht begangen war. Die Diebe mußten die Haustür des Grundstückes in der Invalidenstr. in welcher die Wittve Schlag ein Gold- und Silberwaaren-Geschäft betreibt, entweder mittelst Nachschlüssels geöffnet oder sich am Abend vorher in das Haus eingeschlichen haben. Die von dem Laden nach dem Flur gehende Thür des Schlag'schen Geschäfts war mit Gewalt gesprengt worden, nachdem die Diebe zwei Vorlegeschlüssel kunstgerecht durch Zurchneiden von den Krammen gelöst hatten. Eine Menge Goldsachen zum Werthe von über 1500 Mark war Beute der Einbrecher geworden. Die oben angeführte Bemerkung des Kriminalbeamten sollte sich bald als richtig erweisen. „Feger-Karl“ ist der jezt 50jährige Handelsmann Karl Wenzlau, der früher Schornsteinfeger gewesen ist und den man in Verbrecherkreisen deshalb den Spitznamen „Feger-Karl“ beigelegt hat. Der Polizei ist er als einer der vermögenden Einbrecher Berlins bekannt, der zur Zeit des obigen Diebstahls erst kürzlich eine vierjährige Zuchthausstrafe verbüßt hatte. Die Beschreibung, welche die Beschlzene von einem Manne machte, der sich am Abend vorher längere Zeit vor dem Schaufenster aufgehalten hatte, paßte

brunten in der Stadt etwas vor sich ging; drum spähten sie schwarz hinunter. Gegen Morgen ritt Herr Heinz Truchseß, des Bischofs von Würzburg Marschall, mit 250 Reitern leet an das Schloß heran; vier von seinen Reitern saßen ab und man ließ sie in das Schloß einsteigen, wo sie der Befehung verurtheilten, der Truchseß habe bei Königshofen den hellen Haufen vernichtet und sei mit dem Bischof Konrad im Anzug, den Frauenberg zu entsetzen und die aufrührerische Stadt Würzburg einzunehmen und zu strafen. Es erhob sich ein Freudengetöse und ein Lärm im Schlosse, daß die, so schliefen, aus den Betten sprangen; dem Marschall ließ man hinaus sagen, die Bauern seien wahrscheinlich gen Weidingsfeld abgerückt. Da blies der Thürmer vom mittleren Thurm zum Hohn hinab in die Stadt:

„Hat Dich der Schimpf gerauhen,
So zeuch Du wieder heim!“

Der andere Thürmer aber ward von der Befehung jubelnd in die vordersten Schanzen hinaus geführt und blies den Würzburgern den „armen Judas“ hinunter.

Es ward lebendig in der Stadt; sie zogen die Sturmglocken und eilten nach den Sammelplätzen. Auch die Büchsenmeister der Bauern sahen die Reiter und wandten ihre Geschütze gegen sie; die Stückelgen flogen aber über das Geschwader hinweg. Jezt ritt der Marschall in der Dämmerung davon und, um das Volk zu beruhigen, sagten ihm die Hauptleute, die Reiter seien ein Gespenst gewesen, das der Feuerwerker im Schloß ihnen vorgezaubert.

Der Pfingmorgen graute, und in langem Zuge rückte das Heer der Franken die Steige hinter Weidingsfeld hinauf.

Herr Jakob Köhl von Giveltstadt, des fränkischen Heeres oberster Hauptmann, war nicht in der besten Stimmung.

„Wenn nur Florian Geyer hier wäre,“ sprach er zu Hans Bezold, dem Schultheißen, der neben ihm ritt.

„Wenn ihn keine übermenschliche Gewalt aufhält, dann kommt er,“ entgegnete Bezold.

genau auf Wenzlau. Man nahm eine Hausfuchung bei ihm vor und fand auch richtig etwa den dritten Theil der gestohlenen Goldsachen in einem Versteck vor. Man wußte, daß Wenzlau in letzterer Zeit vielfach mit dem Schlosser Wilhelm Hahn in Verkehr gestanden hatte und folgerte daraus dessen Theilnahme an dem Diebstahl. Als Hahn Wind davon bekam, stellte er sich freiwillig der Polizei, um dadurch seine Unschuld zu beweisen, man hielt ihn aber trotzdem fest und seine Mithäterschaft wurde bald zweifellos erwiesen, da der 17-jährige Sohn des Wirtbes nach längerem Zeugn einräumte, daß Hahn am Tage nach dem Einbruch seinen Freund Wenzlau in dessen Behausung besuchte und sie dann gemeinschaftlich die Goldsachen versteckt hätten. Der 17-jährige Max Schulte hatte sich dadurch der Begünstigung schuldig gemacht, wofür die dritte Strafkammer des Landgerichts I ihn gestern mit sechs Wochen Gefängniß belegte. Wenzlau und Hahn wurden zu je fünf Jahren Zuchthaus und den üblichen Nebenstrafen verurtheilt.

Die Leichtgläubigen werden nicht alle und es ist geradezu erstaunlich, wie leicht Seitens gewisser Weibsköpfe den Betrügern ihre Arbeit gemacht wird, sowie nur irgendwie ein Eheversprechen mit in Frage kommt.“ Mit diesen Worten begann gestern der Staatsanwalt sein Plaidoyer in einer Anklage wegen Betruges und Urkundenfälschung gegen den Gärtner Hermann Willert. Die Beweisaufnahme bewies, daß der Staatsanwalt mit dieser Bemerkung Recht hatte und daß wieder einmal zwei vertrauensfertige Mädchen einem Heirathsschwindler zur Last gefallen sind. Das erste Opfer ist eine schmutze Spree-Wälderin, welche hier bei einem Theaterdirektor als Amme dient. Der Angeklagte näherte sich ihr mit einem Heirathsantrag, welchen das unerfahrene Mädchen gern annahm, da ihr der Angeklagte vorschwindelte, daß er der Sohn eines wohlhabenden Gutbesizers sei, selbst Vermögen besitze und demnächst an der Ecke der Chaussee- und Tiefstraße ein großes Restaurant eröffnen würde. Er hatte nur Befugniß, daß sein Vater nicht sehr erant von dem Heirathsschwindler sein werde und um denselben geneigter zu machen, erbat er sich von dem Mädchen vorübergehend ihr Sparkastenbuch über 350 M., um es dem Vater vorzulegen und denselben zu zeigen, welcher treffliches, sparames Mädchen die Auserwählte sei. Das Mädchen gab das Buch mit selbstzufriedenem Lächeln aus der Hand, erschrak aber nicht wenig, als ihre Herrschaft ihr klarlegte, welche kolossale Dummheit sie begangen. Sie eilte am nächsten Tage zur Sparkasse, erfuhr dort aber zu ihrem Schrecken, daß bereits 100 M. darauf abgehoben worden seien. Während die Kriminalpolizei noch nach dem Angeklagten, der sich einen falschen Namen beigelegt hatte, suchte, verübte er einen ganz ähnlichen Betrug gegen eine zweite „Braut“, welcher er unter ganz gleichen Vorbedingungen eine Summe von 150 M. abnahm, als „Sicherheits“ ihr einen gefälschten Darlehnschein über eine Summe, die er angeblich angeleihen, zurücklassend. — Der Gerichtshof verurtheilte den Schwindler zu 1 Jahr 6 Monaten Zuchthaus.

Eine wirklich falsche Anschuldigung, die von einem außerordentlich böshafsten Charakter zeugte, unterlag gestern der Prüfung der zweiten Strafkammer des Landgerichts I. Im Februar d. J. lief bei dem Polizeipräsidenten eine Anzeige ohne Unterschrift ein, welche wohl geeignet war, bei der Behörde Aufsehen zu erregen. Der Verfasser theilte mit, daß im Jahre 1878 vor dem Prenzlauer Thore ein kleines Mädchen, Namens Emma Laniewicz, ermordet und von dem Thäter heimlich an einer näher bezeichneten Stelle auf dem Sophien-Kirchhofe vergraben worden sei. Der Thäter sei der in der Wallnerstraße wohnhafte Arbeiter Heintze. Bevor die Polizei gegen den so schwer Verdächtigten irgend welche Schritte unternahm, stellte sie Nachforschungen an, ob ein solches Verbrechen überhaupt zur Anzeige gelangt sei und nachdem dies sich nicht befähigte, gelangte man bald zu der Ueberzeugung, daß es sich um eine Mystifikation handele. Als Schreiber des Briefes wurde der Arbeiter Franz Heintze ermittelt und der von ihm Bezichtigte war sein eigener Bruder. Heintze räumte auch sofort ein, daß er in böswilliger Absicht die falsche Anzeige gemacht, um sich an seinem Bruder, mit dem er auf schlechtem Fuße stand, zu rächen. Dies Geständniß wiederholte er in der gestrigen Hauptverhandlung. Gegen den Angeklagten war ferner von seinem früheren Arbeitgeber Strafantrag wegen Beleidigung gestellt worden, er hatte demselben eine Postkarte geschrieben, die von Beleidigungen strotzte. Der Staatsanwalt hob als erschwerend hervor, daß der Angeklagte es jedenfalls darauf abgesehen hatte, seinen Bruder unter dem Verdachte eines schweren Verbrechens ins Gefängniß zu bringen, er beantragte wegen beider Vergehen eine Gesamtsstrafe von sechs Monaten. Der Gerichtshof berücksichtigte, daß der Angeklagte wenigstens die eine anständige Negung gezeigt hatte, seine That sofort eingestanden und ermöglichte das Strafmaß daher auf zwei Monate eine Woche Gefängniß, wovon eine Woche durch die erlittene Untersuchungshaft abgerechnet wurde.

Wegen Betruges war der Buchhandlungs-Reisende Friedrich Weyer vom Schöffengerichte zu einer Gefängnißstrafe von zwei Wochen verurtheilt worden. Der Angeklagte vertritt für die Firma Kulke u. Co. Brochhaus' Konservations-Verzehr gegen Provision. Im Mai vorigen Jahres suchte er für das

„Weiß Gott, wir können ihn brauchen,“ meinte Köhl. „Jezt möget Ihr das einsehen,“ sprach Bezold. „Aber die Rache haben ihn immer auf Reisen geschickt, also daß er sein Schwert nicht hat brauchen können.“

Köhl seufzte und antwortete nichts.

Eine Staubwolke ward sichtbar, drei Reiter kamen daher gesprengt. Der vorderste war Herr Florian selber auf schweißbedecktem, schäumendem Ros. Zu Rothenburg hatte man ihn nicht gar freundlich empfangen, als er einritt, des Geleits des Markgrafen Casimir gewärtig; die Stimmung schlug schon um, und die Rathsheren waren gar trugig und hochmüthig. Das kam von dem Heranzug des Truchseßen und von der Schlacht von Königshofen; als Herr Florian davon erfuhr, warf er sich sofort auf sein Pferd und ritt spornstreichs die Nacht hindurch, Würzburg zu.

Ein brausender Jubelruf erhob sich im Heere, als sie den kühnen, ritterlichen Führer, der Aller Vertrauen besaß, daher jagen sahen. Herr Florian begab sich an die Spitze seiner schwarzen Schaar und ertheilte den Befehl, auf Röttingen zu ziehen. Dort sollte das Heer lagern und sich vollends rüsten zum Gefecht.

Da waren Alle wieder muthig und zogen frisch fürbaß; sie waren so voll von Zuversicht, daß sie gelobten, den grausamen Landsknechten und Reifigen keinen Pardon zu geben, zur Rache für die erschlagenen Brüder.

Sie wußten nicht, daß der Truchseß ihnen schon so nahe war, denn er lag bei Giebelstätt, Herrn Florian Geyers Heimath. Ein Theil der Fußknechte war meuterisch geworden; sie begehrten einen Schlachtfeld. Raum vermochte sie der Truchseß zu beschwichtigen; es folgte ihm an diesem Tage zuerst nur ein Theil seines Heeres, die Reifigen und das Geschütz, vom Fußvoll die Hauptleute, Fähndriche, Waidel und Doppelsöldner, eine auserlesene Schaar; doch schlossen sich die gemeinen Knechte nach und nach wieder an.

(Fortsetzung folgt.)

unter dem tapferen Hauptmann Gregor von Burgbernheim, der den blutigen Tyrannen, den Markgrafen Kasimir von Ansbach, bei Windsheim in die Flucht getrieben hatte; die Fähnlein Gregors waren voll Siegesfreude und das hob auch den Muth der Anderen.

Jörg Epelt und Ehrenfried Kumpf enttritten in der Nacht. Herr Ehrenfried glaubte in Rothenburg nothwendiger zu sein, um die Stadt beim Bund zu halten. Epelt wollte mit ausziehen, zu sechten und zu streiten. „Kommt mir mit,“ hatte Kumpf gesagt, „zu Rothenburg wird's genug zu thun geben; wer weiß, ob Ihr dort nicht des Rechts satt werdet!“

So verließen sie Würzburg, dessen Volk in der größten Aufregung und im Ungestim durch die Straßen rannte, denn Jedem ahnte es, als komme ein großes Unglück.

In der Nacht zog das Heer aus gen Weidingsfeld, an die fünftausend Mann, sieben Fähnlein Fußvolks mit viel leichtem Feldgeschütz, über vierzig Stüd. Auch eine Wagenburg führten sie mit. Es waren die Schwarzen des Herrn Florian Geyer, soweit sie nicht bei dem unglücklichen Sturm auf das Schloß gefallen waren, dann die Fähnlein des fränkischen Heeres, die aus Würzburg, aus Röttingen, aus Mergentheim und von weiter her aus dem Gau und dem Taubergrund, die fünfzig freien Knechte und die Domschüler. Mit Thränen in den Augen hatte Vater Ambrosius im Hof zum Rayenwider die christlichen Brüder eingesegnet. Als die Domschüler an ihm vorüberzogen, da ward er weich; er ahnte wohl, daß diese kühnen Junglinge dem Tod entgegen gingen. Er hob aber seine Hände und rief ihnen zu, ehrlich zu sechten und tapfer zu streiten für das Evangelium. Sie antworteten mit muthigem Juraß. Ambrosius aber wandte sich ab, um seine Thränen zu verbergen. Drei Jahre später verzehrte das Feuer des Scheiterhaufens den kühnen Volksprediger auf dem Sanderrasen zu Würzburg.

In aller Stille zogen die fünftausend Mann ab, damit die im Schloß nichts merken sollten; ungefähr eben so viele blieben in der Stadt und vor dem Schloß liegen.

Tenen im Schlosse blieb aber nicht verborgen, daß

